



TECHNISCHE
UNIVERSITÄT
DRESDEN

Sprache und Diskriminierung

Dokumentation eines
Seminarprojekts



Inhaltsverzeichnis

Sprache und Diskriminierung – Einleitung	3
„If the world were a village of 100 people, 30 of them would be white“	5
Rassismus und Politik	8
Bildungsarbeit in der Auseinandersetzung mit antisemitischen Äußerungen im Schulalltag	10
„Ich habe nichts gegen Schwule, aber...“	12
„Lernen, genau hinzuhören“ - Genderneutrale Sprache nach Lann Hornscheidt	15
Sexismus und Homophobie in deutschen Rap-Texten	19
Korrekter Umgang mit sexistischer Hip-Hop Kultur	23
Mütter nehmen sich nicht frei	26
Diskriminierung und Schwarzer Humor in Sozialen Netzwerken	28
Sprechen über Sexismus und Diskriminierung - Hashtag MeToo	31
Geschlechtergerechte Sprache in der Verwaltung	35
Literaturverzeichnis	37
Impressum und Bildnachweise	41

Sprache und Diskriminierung – Einleitung

Diskriminierung ist in unserer Gesellschaft allgegenwärtig. Auch wenn das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG) „Benachteiligungen aus Gründen der Rasse, oder wegen der ethnischen Herkunft, des Geschlechts, der Religion oder Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Identität“ verhindern und somit alle Bewohner*innen des Landes vor Diskriminierungen schützen soll, sind Diskriminierungserfahrungen für viele Menschen Alltag. Die öffentliche Debatte um eine verrohte Kommunikationskultur und Hate Speech im Netz hat das auf eine neue Weise sichtbar werden lassen. Aber auch außerhalb der digitalen Medien sind Diskriminierungen allgegenwärtig. Das Erstarken rechter Positionen bis in die oberste Bundespolitik hinein hat mit Sicherheit zu einer Normalisierung diskriminierender Redeweisen beigetragen. Doch auch jenseits von auffälligen Herabwürdigungen, die für (vermutlich wohlkalkulierte) Empörung in der Öffentlichkeit sorgen, sind Diskriminierungen allerorten anzutreffen – Diskriminierungen, die vielleicht weniger auffallen, aber den Betroffenen deshalb nicht weniger Leid zufügen. Im der großen Bandbreite des Invektiven in unserer Gesellschaft, in der Gesamtheit der kommunikativen Mittel der Herabsetzung und Ausgrenzung (vgl. Ellerbrock et al. 2017, S. 3) spielen Diskriminierungen somit eine wichtige Rolle.

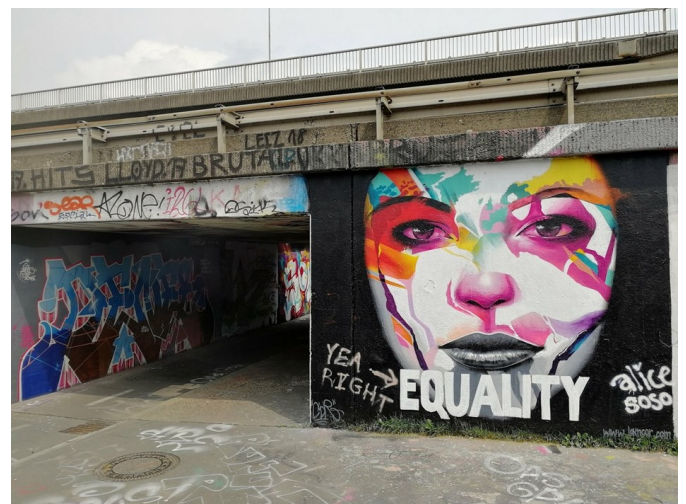
S. 147). Das betrifft Menschen mit Migrationshintergrund, die sich wegen ihrer fremd klingenden Namen oder wegen ihres Aussehens fragen lassen müssen, woher sie kommen; es betrifft Homosexuelle, wenn *schwul* ein geläufiges Schimpfwort unter Jugendlichen ist und dies auch von Vorbildern aus der Musikszene scheinbar legitimiert wird; es betrifft aber auch Frauen, die sich in vermeintlichen Männerdomänen wie dem Fußballjournalismus besonders rechtfertigen müssen, um ernstgenommen zu werden. Diese Beispiele zeigen: Sprache spielt bei vielen Diskriminierungen eine zentrale Rolle. Wir können mit Sprache diskriminieren, etwa durch diskriminierende Gruppenbezeichnungen wie *Zigeuner*, aber auch durch vermeintlich wohlwollende, aber eben doch nur vermeintlichen Fremden gestellte Fragen nach der Herkunft (vgl. Reisigl 2017, S. 83). Auch die Weigerung mancher Institutionen, Frauen ausdrücklich mitanzusprechen und nicht nur mitzumeinen, ist eine – traditionsreiche und vielleicht gerade deshalb oft geleugnete – sprachliche Diskriminierung. Mit Sprache können wir Diskriminierungen vorbereiten, indem wir Vorurteile verbreiten und Stereotype zuschreiben, selbst dann, wenn wir genau das nicht beabsichtigt haben. Schließlich können Sprache beziehungsweise Sprechweisen auch Gegenstand und Grund für Diskriminierungen sein.

Zugleich ist Sprache aber auch ein wichtiges Mittel zur Bekämpfung von Diskriminierungen. Sie müssen als solche erkannt und benannt werden. Den immer auch pauschalisierenden diskriminierenden Redeweisen können sprachliche Differenzierungen entgegengestellt werden. Auch Aufklärungs- und Präventionsarbeit wird sich nicht zuletzt sprachlich vollziehen müssen.



Diskriminierung und Sprache – eine Verhältnisbestimmung

Diskriminierung liegt einer berühmten Definition folgend dann vor, wenn Menschen „auf kategorialer Basis, also in der Regel ohne Berücksichtigung individueller Eigenschaften oder Verdienste“, sondern allein „aufgrund ihrer (tatsächlichen oder vermeintlichen) Gruppen- oder Klassenzugehörigkeit unterschiedlich behandelt werden“ (Graumann/Wintermantel 2007,



Diskriminierung – ein Thema für die Angewandte Linguistik

Diskriminierung und Sprache hängen also auf das engste zusammen. Die Linguistik darf und soll deshalb für sich in Anspruch nehmen, zur Diskriminierungsforschung wie auch zum Kampf gegen Diskriminierungen einen Beitrag zu leisten. Als Wissenschaft von der Sprache muss es ihr Ziel sein, zu differenzierten und methodisch abgesicherten Urteilen über sprachliche Diskriminierungshandlungen zu kommen. Es muss aber auch, so unsere Überzeugung, aus der heraus diese Broschüre entstanden ist, der Anspruch sein, diese Urteile zur Anwendung zu bringen. Angewandte Linguistik: Das kann heißen, mögliche Anwendungsfelder von sprachwissenschaftlichen Ergebnissen etwa in der Didaktik aufzuzeigen. Es kann heißen, die praktische Relevanz dieser Ergebnisse für unser aller Alltag aufzuzeigen, indem wir an konkreten Beispielen zeigen, wie sehr wir alle – als Täter*innen oder Betroffene – in Diskriminierungen verstrickt sind. Vor allem aber heißt es, dass wir, als Linguist*innen, uns auch in die öffentlichen Debatten um Diskriminierung einzumischen haben.

Zu dieser Broschüre

Ganz im Sinne dieser Zielsetzungen der Angewandten Linguistik war uns klar, dass wir unser Seminar zu „Sprache und Diskriminierung“, das im Wintersemester 2018/19 in der Germanistik der TU Dresden stattfand, nicht nur mit wissenschaftlichen Seminararbeiten beschließen wollten. Erklärtes Ziel des ausgesprochen gut besuchten Seminars war es, die Ergebnisse unserer wissenschaftlichen Arbeit und unserer Diskussionen im Seminar auch öffentlich zu machen und mit einem geeigneten Format Stellung im Diskurs um Diskriminierung zu beziehen. Dass wir das von Dresden aus tun, ist gewiss kein Zufall, schließlich gibt es an unserer Universität seit 2017 einen großen Sonderforschungsbereich „Invektivität. Konstellationen und Dynamiken der Herabsetzung“ (SFB 1285; www.invectivity.com), der nicht zuletzt Diskriminierungen zu seinen Gegenständen zählt.

Wir legen deshalb diese Broschüre vor, in der wir die Ergebnisse unseres Seminars dokumentieren. Die Beiträge behandeln zum einen die großen Diskriminierungsformen wie Antisemitismus, Rassismus, Sexismus und Homofeindlichkeit, und zwar immer anhand von konkreten und aktuellen Beispielen. Zum anderen werden Kommunikationsbereiche wie die Sozialen Medien oder die HipHop-Kultur in den Blick genommen, in denen Diskriminierungen eine Rolle spielen. Und schließlich nehmen wir auch konkrete

Interventionen in den Blick, etwa das Bemühen um gendergerechte Sprache oder Hashtag-Kampagnen wie #metoo und #metwo.

Die Broschüre ist ein Gemeinschaftswerk. Die einzelnen Beiträge sind von Autor*innenteams in einer kollaborativen Schreibumgebung verfasst und bearbeitet worden. Alle Abbildungen sind gemeinfrei. Und noch eine Notiz zu den gegenderten Schreibungen: In der Broschüre verwenden wir verschiedene gendergerechte beziehungsweise genderneutrale Bezeichnungen und Schreibungen, geben uns selbst aber keine allgemeingültige Regel vor, wie dies zu geschehen hat. Weder kann gendergerechte Sprache allein das Problem der Ungleichbehandlung der Geschlechter lösen, noch ist ausgemacht, welche der vielfältigen Formen geschlechtergerechter Sprache die beste ist. Es gibt einen vielstimmigen Diskurs um Gendergerechtigkeit, und gerade die praktizierte Vielfalt der Lösungsversuche scheint uns ein guter Beitrag zu diesem Diskurs zu sein.

Dresden, im Juli 2019

Simon Meier-Vieracker

„If the world were a village of 100 people, 30 of them would be white“

Eine andere Hautfarbe. „Anderssein“. Das Gefühl nicht akzeptiert zu werden.

In unserer eigentlich aufgeklärten Gesellschaft ist das Thema Rassismus im Jahr 2018, nicht zuletzt ausgelöst durch Rassismuskritiken von Seiten verschiedener deutscher Nationalspieler wie Mesut Özil und Jerome Boateng im Frühjahr dieses Jahres, so aktuell wie lange nicht mehr. Dieser Artikel versucht, sich der Thematik anzunähern. Anzunähern deshalb, weil es kaum möglich scheint, diesen Begriff komplett auszu-leuchten. Rassismus ist überall und vor allem veränderlich. Gerade deswegen ist er kaum greifbar. Deshalb ist es umso wichtiger, sich mit Rassismus auseinanderzusetzen und Rassismuskritiken, wie jene im Jahr 2018, ernst zu nehmen. Sie können als Chance angesehen werden, um endlich benötigte Veränderungen herbeizuführen und verkrustete Gedanken aus all unseren Köpfen zu verbannen.

Rassismus, ein Wort, das jeder kennt – doch was steckt dahinter?

Rassismus umfasst Formen des Denkens, aber genauso Formen des Handelns. Trennen kann man diese Bereiche kaum (Geulen 2018, S.13). In der Wissenschaft wird Rassismus, als „dynamisches, machtvolleres Konzept [bezeichnet], das Personen und Gruppen unterdrückt und diskriminiert“ (Hornscheidt/Nduka-Agwu 2010, S.12). Dynamisch! Machtvoll! Zwei Adjektive, welche die Relevanz des Begriffes Rassismus explizit hervorheben. Dynamisch deshalb, weil die Debatten rund um das Thema einem ständigen Wandel unterliegen. Machtvoll sind rassistische Begriffe wie zum Beispiel das N-Wort, *Zigeuner* oder *Fidschi*, weil wir beim Sprechen an Mustern und Strukturen bedienen, denen wir uns heute kaum mehr bewusst sind, die aber außergewöhnliches Diskriminierungspotential besitzen. Somit kann Rassismus auf jeden Fall als ein Teil unserer Gesellschaft betrachtet werden. Er ist in jeglichen gesellschaftlichen Strukturen und persönlichen Wahrnehmungen verankert und wird immer weiter reproduziert (Hornscheidt/Nduka-Agwu 2010, S.15f).

„Ich meine das ja überhaupt nicht so!“ „Was darf man

denn jetzt überhaupt noch sagen?“ „Ich bin kein Rassist, aber...“ - Aussagen wie diese kennt jeder. Es sind Rechtfertigungsstrategien, welche uns aufzeigen, dass Rassismus in vielen Köpfen unbewusst funktioniert. Und gerade deshalb, weil jener gewohnheitsmäßig immer noch stattfindet, ist es wichtig, nötige Veränderungen einzuleiten. Dass viele Menschen beim Thema Rassismus verunsichert, irritiert und verärgert sind, ist kaum verwunderlich, denn eigene sprachliche Äußerungen werden plötzlich als rassistisch aufgefasst (Hornscheidt/Nduka-Agwu 2010, S.12) und ins Kreuzverhör genommen. Bei Debatten rund um das Thema Rassismus sollte deshalb vor allem mit Offenheit, Sensibilität und Verständnis gegenüber „Betroffenen“ begonnen werden. Erst dadurch können neue Selbstbilder und Handlungsmöglichkeiten entstehen, welche das Potential haben, unser Denken und Handeln neu zu formen (Hornscheidt/Nduka-Agwu 2010, S.13). Denn: Obwohl die Menschen auf der Welt unterschiedlich aussehen - verschiedene „Menschenrassen“ existieren nicht. Erst rassistische Zuschreibungen lassen Rassen entstehen - somit sind sie ein Produkt sprachlichen Handelns (Hornscheidt/Nduka-Agwu 2010, S.13f.).

Die Macht der Sprache

Viele Menschen sind sich der Macht von sprachlichen Akten kaum bewusst. Sprache ist aber so viel mehr als eine bloße Weitergabe von Informationen (Hornscheidt/Nduka-Agwu 2010, S.29). Es sind oft bloße Äußerungen, hinter denen aber ein großer Gehalt steckt. Wörter können andere beleidigen und diskriminieren, ohne dass wir es bewusst wahrnehmen. Sprache ist Handeln! Auf diese Weise kann Sprache durchaus als Macht- und Gewaltmittel funktionieren (Hornscheidt 2009, S.7). Werden Personen mit dem N-Wort betitelt, ist in den seltensten Fällen Erniedrigung und Abwertung das Ziel der*s Sprechenden. Dennoch scheinen Begriffe wie dieser unhinterfragt Konvention einer Gesellschaft zu sein, welche das N-Wort missbraucht hat, um Personen mit schwarzer Hautfarbe systematisch abzuwerten (Hornscheidt/Nduka-Agwu 2010, S.34). Die Prägung der Wortbedeutung vieler Begriffe geschah oft vor langer Zeit, hier etwa reicht sie bis in die Kolonialzeit zurück. Jedoch sollte vor einer Aufarbeitung der Geschichte nicht zurückge-

schreckt werden. Eine kritische Auseinandersetzung beinhaltet in diesem Fall zum Beispiel die Änderung von Berliner Straßennamen wie der der Lüderitzstraße, welche zum Teil im Zusammenhang mit grausamen Verbrechen der deutschen Kolonialzeit steht. Beispiele für eine bereits gelungene Überholung liefern die Überarbeitungen verschiedener Kinderbücher. Hier wird zum Beispiel Pippi Langstrumpfs Vater, der „Negerkönig“, zum „Südseekönig“ umbenannt. Es scheint trivial, aber es sind Eingriffe, die sich lohnen und für die es gute Gründe gibt. Es ist eine wichtige Aufgabe aller Erwachsenen, dass traditionelle Stereotypen, welche durchaus Diskriminierungspotenzial aufweisen, nicht unreflektiert an Kinder weitergegeben werden.

Die Überschrift dieses Artikels verweist auf ein Gedankenspiel mit 100 Menschen, welche die gesamte Weltbevölkerung repräsentieren sollen, und entkräftet damit zumindest die in den Köpfen vieler Menschen verankerte Meinung, dass die „weiße Rasse“ eine Mehrheit darstelle (Smith 2002). Genau diese 30 Menschen sollten als sogenannte

„Weißprivilegierte“ (Hornscheidt/Nduka-Agwu 2010, S.39) dem Thema Rassismus besonders sensibel und offen begegnen. Sie haben im Laufe der Geschichte nie Ausgrenzung, Diskriminierung, Beleidigungen und Beschimpfungen aufgrund einer anderen, meist dunklen, Hautfarbe erfahren.

Fußball und Integration

Spieler der deutschen Nationalmannschaft, wie Mesut Özil, Jerome Boateng oder sein Bruder Kevin-Prince Boateng, sind täglich Opfer von Rassismus, Ausgrenzung und Diskriminierung. Rassismus und Fußball? Zwei Wörter, die eigentlich nie zueinander finden dürfen. Aber diese sind weit mehr als ein Problem des deutschen Fußballs. Auch andere europäische Länder wie England, die Niederlande oder Italien müssen sich mit der Thematik Rassismus im Fußball auseinandersetzen (vgl. Beiersdorfer 1993, S.12). Der Deutsche Fußball-Bund (DFB) ist mit seinen mehr als sieben Millionen Mitgliedern einer der größten Sportverbände der Welt. Jedes fünfte Mitglied hat einen Migrationshintergrund - Tendenz steigend. Bei der WM 2030 könnte jeder zweite deutsche Nationalspieler nicht-deutsche Wurzeln besitzen. Es ist somit kaum verwunderlich, dass seit dem Jahr 2006 das Thema Integration ein fester Bestandteil der Vereinsarbeit ist. Der ehemalige Spieler Cacau hat das Ehrenamt des DFB - Integrationsbeauftragten im November 2016 von seinem Vorgänger Gül Keskinler übernommen (vgl. <https://www.dfb.de/vielfaltanti-diskriminierung/integration/>).

Oliver Bierhoff bezeichnet den deutschen Fußball als bunt. Spieler mit Migrationshintergrund sieht er als Bereicherung für alle an, sie „bringen andere Charaktere mit, eine andere Spielauffassung und Lebensphilosophie“ (www.dfb.de/news/detail/oliver-bierhoff-kulturelle-vielfalt-bereichert-uns-18778/)

[no_cache=1&cHash=cb1115ca34a5e5829ceb37bc376e2a95](https://www.dfb.de/news/detail/dfb-von-a-bis-z-integration-113688/?no_cache=1)). Fußball bedeutet eben mehr als nur Sport. Das Spiel mit dem Ball ist eine der wichtigsten Begegnungsstätten für Spieler*innen verschiedenster Nationen. Somit sind die Stars der deutschen Nationalmannschaft Vorbilder in vielerlei Hinsicht. Vor allem Jugendliche nutzen diverse Social Media Plattformen, um ihren Idealen so nah wie möglich zu sein (vgl. https://www.dfb.de/news/detail/dfb-von-a-bis-z-integration-113688/?no_cache=1).

Mesut Özil gab im Juli 2018 seinen Rücktritt aus der deutschen Mannschaft bekannt. Er fühle sich im Nationaltrikot nicht mehr wohl, da er als Spieler Rassismus und Diskriminierung zu spüren bekommen hat (vgl. https://www.instagram.com/m10_official/?hl=de). Sein Statement und gleichermaßen Rücktritt via Twitter und Instagram löste eine enorme Debatte aus. Rassismuskorrekturen gegen deutsche Fans, gegen den DFB und die deutsche Gesellschaft. Was können wir aus diesem Rücktritt lernen? Und wie können wir dafür sorgen, dass Rassismus im Fußball immer weniger eine Rolle spielt?

Der DFB begegnet der Thematik bereits mit verschiedensten Kampagnen. Leitsprüche wie „Wir sind mehr“ oder „Wir sind Vielfalt“ zielen in der Vergangenheit Werbeflächen und Trikots vieler Spieler. Doch es bedarf mehr. Vor allem die Tribüne als Forum rassistischer Anfeindungen müsste wieder ihrem ursprünglichen Zweck entsprechen, einer Gemeinschaft von fußballbegeisterten Fans. Kevin Prince Boateng forderte bereits im Jahr 2013 mehr Unterstützung seitens der Verbände. Der Fokus müsse mehr auf Rassismus gesetzt werden. Seiner Aussage nach reichen Trikots, Videos oder ein Hashtag wie #saynotoracism nicht mehr aus, um endgültig ein Zeichen gegen Rassismus zu setzen. Jeder Spieler sollte es zu seinem eigenen Thema werden lassen (vgl. <https://www.sueddeutsche.de/sport/boateng-ueber-rassistische-anfeindungen-das-ist-die-hoelle-1.3756034>). Fehlende Unterstützung wurde vor allem Mesut Özil im Juni 2018 zum Verhängnis. Nach dem umstrittenen Foto mit dem türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdogan wurde Özil beim Länderspiel gegen Österreich ausgepiffen und anschließend brutal angefeindet.

Die anfangs durchaus gerechtfertigte Kritik am Foto mit Erdogan entwickelte sich rasch zu einer gefährlichen Form des Rassismus. Der DFB hätte sich schützend vor seinen Spieler stellen müssen. Stattdessen wurde Özil jedoch zum Sündenbock für das vorzeitige WM-Aus erklärt. Eine einfache Aussage wie „Wir wenden uns ganz klar gegen den Rassismus, dem unser Spieler ausgesetzt ist“ hätte die Situation deutlich entschärfen können (vgl. <https://www.sueddeutsche.de/sport/oezil-ruecktritt-nationalmannschaft-kommentar-1.4065807>). Dass es möglich ist, Courage zu zeigen, bewies die schwedische Nationalmannschaft. Nach dem Aufkommen rassistischer Beleidigungen gegenüber Jimmy Durmaz stellte sich seine komplette Mannschaft hinter

ihren Mitspieler und distanzierte sich somit klar von Rassismus im schwedischen Fußball. Solch einen Rückhalt hätte Mesut Özil vermutlich auch gern zu spüren bekommen. Statt Rückhalt war es ein Rücktritt - ein Rücktritt mit vielen Verlierer*innen (vgl. <https://www.sueddeutsche.de/sport/oezil-ruecktritt-nationalmannschaft-kommentar-1.4065807>). Der DFB hat im entscheidenden Moment ganz klar versagt und neben einem seiner langjährigen Top-Spieler auch sein Gesicht verloren.

Was können wir nun daraus lernen? Im Fußball sollen und müssen wieder sportliche Aspekte im Fokus stehen. Miteinander. Toleranz. Freude. Der Sport als Ort, wo Rassismus keinen Platz haben darf. Sensibilität, Offenheit und Verständnis sind Grundlagen für den Umgang und die Bewältigung von Rassismus. „Noch“ sind es Wunschvorstellungen, aber jeder Mensch kann seinen Beitrag leisten. Es sind kleine Schritte: Ein Reflektieren der eigenen Sprache, Sensibilisierung anderer für die Thematik und Offenheit gegenüber den Werten und Traditionen anderer. Kleine Schritte, aber mit großer Bedeutung.

Ein Text von Gina Dessau, Alida Eberhardt und Maxi Just.

Rassismus und Politik

15.000 € Schmerzensgeld wegen eines rassistischen Tweets – absurd viel oder viel zu wenig?

Über den Account des AfD-Bundestagsabgeordneten Jens Maier wurde am 2. Januar 2018 ein Kommentar getwittert, in dem der Künstler Noah Becker als *kleiner Halbn~* bezeichnet wurde. Daraufhin forderte Herr Becker Jens Maier nach Löschen des Kommentars dazu auf, 7.500 € an eine karitative Einrichtung zu spenden. Damit wollte er die Angelegenheit auf friedlichem Wege beilegen. Die Spende hätte er als Entschädigung anerkannt. Allerdings reagierte der Politiker auf dieses Angebot nicht. Der Fall ging vor das Landgericht Berlin, das Jens Maier zu Beginn des Jahres 2019 zu 15.000 € Schmerzensgeld verurteilte (vgl. <https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2019-01/rassismus-noah-becker-afd-jens-maier-schmerzensgeld>). Begründet wurde die Summe mit der weiten Verbreitung des Tweets – Maier ist ein Mann der Öffentlichkeit und besitzt daher eine große Außenwirkung.

Am genannten Beispiel lässt sich zeigen, wie Rassismus unser Leben begleitet. Denn nicht nur im Privaten werden rassistische Äußerungen getätigt, sondern auch und vor allem in der Öffentlichkeit. Deshalb müssen wir uns auch heute noch, gerade wegen der nationalsozialistischen Geschichte unseres Landes, mit Rassismus in politischen Systemen beschäftigen. Man könnte meinen, dass der Mensch aus der „rassistischen Katastrophe“ gelernt haben müsste. Dies ist jedoch nicht der Fall, wie wir immer wieder erfahren. Egal ob neue oder alte Medien, ob Facebook, Twitter oder weitere Netzwerke, ob Zeitung oder Fernsehinterviews; überall werden Plattformen genutzt, um öffentlich zu kategorisieren und rassifizieren. Rassismus wird demnach nicht nur zwischen einzelnen Personen ausgeübt, sondern kann auch von Regierungen und staatlichen Einrichtungen gegenüber Personengruppen praktiziert werden. Der Nationalsozialismus unter Hitler war das verheerendste Beispiel dafür. Es gibt weltweit noch immer viel mehr rassistische Diskriminierungen von Menschengruppen durch politische Regimes, als wir uns vorstellen können.

Warum gibt es rassistische Äußerungen in der Politik?

Rassistische Zuschreibungen dienen allgemein zur Abwertung des „Anderen“ und damit zur Hervorhebung der eigenen Machtposition. Dies geschieht oft unauffällig und subtil. Es werden sogar vermeintlich positive Eigenschaften zugeschrieben. Die Frage: „Sie haben doch sicher Rhythmus im Blut, bei Ihrer Abstammung?“, ist rassistisch, obwohl der*die Sprecher*in dieser Äußerung vermutlich nicht die Intention hat, zu diskriminieren. Auch in der Politik bedient man sich gern Bildern, die für ganze Gruppen stehen sollen. So sieht man *Horden* von Menschen, die aus Kriegsgebieten flüchten (vgl. <https://faktenfinder.tagesschau.de/inland/rassismus-105.html>). Ihnen wird durch diese Darstellungsweise die Individualität genommen. Sie werden gleichgemacht und dadurch abgewertet. Der Sinn dahinter ist, dass sich die Politik nicht mit der Diskriminierung der Gruppen an sich beschäftigen möchte. Die Art und Weise der Darstellung dient in erster Linie dazu, Anhänger zu finden. So nutzt der amerikanische Präsident Donald Trump immer wieder rassistische Äußerungen, um seine Machtposition zu demonstrieren und sich und „seinen“ Staat von den „Anderen“ abzugrenzen, diese abzuwerten. Bei Verhandlungen über ein Migrationsgesetz äußerte Trump Hörensagen nach zu seinen Senatoren: „Warum kommen all diese Leute aus Drecksloch-Staaten zu uns?“ „Warum brauchen wir noch mehr Haitianer?“ Sein Vorschlag dazu war, eher Menschen aus Ländern wie Norwegen aufzunehmen. (vgl. <https://www.tagesspiegel.de/politik/us-praesident-trump-bestreitet-bemerkung-ueber-drecksloch-staaten/20839742.html>).



Diese Art der Argumentation ist leider Teil seiner Erfolgsgeschichte, seinem Aufstieg zum Präsidenten. Durch diese klare Positionierung zu seiner Einstellung konnte er genug Anhänger finden, die ihm dazu verhelfen, in das Weiße Haus einzuziehen. Dabei beteuerte er einem Reporter bei einem Abendessen in einem Golfclub in Florida: „Ich bin die am wenigsten rassistische Person, die Sie jemals interviewt haben. Das kann ich Ihnen sagen“ (<https://faktenfinder.tagesschau.de/ausland/trumps-aeusserungen-101.html>). Trump nutzt rassistische Aussagen so offensichtlich, dass diese schon als „normal“ eingestuft werden. Objektivität und Diplomatie, die eine gelungene Politik ausmachen, rücken bei dieser Art der Staatsführung in den Hintergrund, die Person, die politisch agiert, in den Vordergrund. Man meint, sie wolle ihre persönlichen Belange auf dem Rücken der Gesellschaft austragen. Die Professionalität, die mit angemessener Wortwahl einhergeht, bleibt bei Politiker*innen, die sich rassistisch äußern, auf der Strecke.

Welche Folgen hat eine rassistisch betriebene Politik für die Gesellschaft?

Durch eine Politik, in der sprachlicher Rassismus gebräuchlich ist und man so dem gemeinen Bürger vermeintlich aus dem Herzen spricht, verschiebt sich die Moral. Die Gesellschaft orientiert sich an ihr. Wenn diese gegen das Grundgesetz handeln kann, warum sollte man selbst sich dann an dieses halten? So wird die Schwelle zur Gewaltbereitschaft massiv herabgesetzt. Politik sollte aber die Gemeinschaft vor Rassismus schützen, nicht zum Tabu-Bruch führen und sich der Verantwortung für die Gemeinschaft entziehen. Menschen aufgrund ihrer Herkunft, ihrer Hautfarbe, ihrer Sprache, ihres Aussehens oder ihrer Weltanschauung zu diskriminieren, ist in Deutschland zwar gesetzlich im Gleichbehandlungsgesetz (AGG) seit 2006 verboten, dennoch sind rassistische Sprachhandlungen immer noch Teil des gesellschaftlichen Lebens - und das sogar in der Politik unseres Landes, wie der Einstieg zeigt.

Die Macht der Sprache

Wie kann es aber sein, dass ein Politiker, der sich seiner Machtposition bewusst sein sollte, rassistische Wörter benutzt? Müsste nicht gerade durch Persönlichkeiten, die in der Öffentlichkeit stehen, ein Exempel statuiert werden? Freie Meinungsäußerung ist ja gut und schön, aber was, wenn sie rassistisch wird? Wirken Politiker*innen nicht unprofessionell, wenn sie sprachlich gegen gesellschaftliche Normen verstoßen?

Sprache ist unser zentrales Kommunikationsmittel. Die Bedeutung von Wörtern ist aus der Geschichte

heraus, das heißt historisch, sozial und kulturell, gewachsen. Sie dient nicht nur zur Weitergabe von Informationen, sondern besitzt großen Einfluss auf unser Denken und Handeln. Damit beeinflusst sie auch unsere Gesellschaft. Sie kann manipulativ, verletzend und aggressiv sein. Allerdings ist sie damit auch zentrales Mittel, um verletzende Äußerungen wie zum Beispiel rassistische Sprachhandlungen zu bekämpfen. Um Rassismus in unserer Alltagssprache zu vermeiden, müssen wir uns zuallererst fragen, welche Wörter überhaupt einen rassistischen Beigeschmack haben (Albrecht 2017, S.14). Erst durch das Nachdenken über Sprache ist es möglich, diese auch zu verändern. Das Ermitteln von Alternativbezeichnungen, die keinen rassistischen Hintergrund haben, ist eine zahlreicher Möglichkeiten. Statt beispielsweise *Farbige*er* oder *Schwarze*er* sollte man die Selbstbezeichnung *Person* oder *People of Color (PoC)* benutzen. Neue Wörter verändern vermutlich nicht sofort gesellschaftliche Bedingungen, sondern können im schlimmsten Fall nur eine neue Form für alte Denkweisen sein (DGB-Bildungswerk Thüringen e. V. 2019). Rassismus wird jedoch durch eine unreflektierte Weiterbenutzung rassistischer Begriffe immer wieder neu produziert. Kritisches Nachdenken über Sprache ist demnach notwendig. Dabei sollte diese kritische Auseinandersetzung immer im Zusammenhang mit Kritik an den gesellschaftlichen Umständen einhergehen (Reisigl 2017, S.83). Auch reicht es nicht aus, wenn sich nur die Opfer von rassistischen Äußerungen dagegen wehren. Vor allem die Nutzer*innen der Sprache müssen sich über die Verwendung und ihren Ausdruck bewusst werden. Auch unsere Vorbilder aus der Politik müssen sich darüber im Klaren sein, welche Tragweite ihre sprachlichen Handlungen und Ausdrucksweisen für die Gesellschaft haben können, positiv wie negativ.

Die genannten Beispiele zeigen, dass es nur eine Veränderung geben kann, wenn jedes Glied der Gesellschaft erkennt, dass rassistische Sprachhandlungen unsere Gesellschaft nach wie vor schädigen und eine Weiterentwicklung verhindern. Dann wird es unumstritten sein, dass eine Geldstrafe von 15.000 € für eine Persönlichkeitsverletzung wie im Fall Noah Becker auf keinen Fall zu viel ist.

Ein Text von Nadine Baude und Berit Wehner.

Bildungsarbeit in der Auseinandersetzung mit antisemitischen Äußerungen im Schulalltag

In dem Artikel „*Hitler war ein guter Mann' sagt eine Mitschülerin*“ von Arnfrid Schenk, erschienen in der ZEIT ONLINE im April 2018, heißt es: „*Vor einem Jahr wird an einer Schule in Berlin-Friedenau ein Junge, 14 Jahre alt, beleidigt und bedroht, über Monate, am Ende gewürgt und geschlagen. An der Bushaltestelle richten ältere Schüler eine Pistole auf ihn und drücken ab, ein Spielzeug zwar, aber täuschend echt. Weil er Jude ist. Die Täter sind keine Neonazis, sondern Kinder türkischer und arabischer Eltern. Traumatisiert und deprimiert wechselt der Junge die Schule. Im vergangenen Dezember wird ein Schüler an einer Oberschule im Wedding als ‚Kindermörder‘ beschimpft. ‚Hitler war ein guter Mann, denn er hat die Juden getötet‘, bekommt er zu hören. Die Täterin ist eine Mitschülerin, 18 Jahre alt, sie hat arabische Wurzeln. Kurz vor Ostern wird bekannt, dass an einer Schule in Tempelhof eine Grundschülerin mehrmals beschimpft wurde, weil sie ‚nicht an Allah glaubt‘; sie wurde gar mit dem Tod bedroht. Dies sind nur die Fälle, die besonderes Aufsehen erregten. ‚Du Jude‘ ist aber auf deutschen Schulhöfen gängiges Schimpfwort, erzählen Lehrer und Sozialarbeiter. [...]*“ (Schenk 2018, Hervorhebung durch den Verfasser).

Anhand dieser sehr prägnanten Beispiele wollen wir verdeutlichen, wie ernst die Lage auf unseren Schulhöfen bereits ist. Deshalb ist die Auseinandersetzung mit antisemitischen Äußerungen von großer Bedeutung. Viele Kinder und Jugendliche verwenden Sprache unreflektiert. Sie benutzen Worte und Redewendungen, weil sie cool und angesagt sind. Oftmals sind Stereotype in den Denkmustern von Schüler_innen verfestigt, die selten, oft gar nicht, hinterfragt werden. Es ist wichtig, diskriminierende verbale Äußerungen zu thematisieren und mit den Schüler_innen im Rahmen der Institution Schule aufzugreifen und zu reflektieren.

Wie kann man Antisemitismus definieren? Im modernen Sprachgebrauch meint der Begriff Antisemitismus die Gesamtheit judenfeindlicher Äußerungen, Tendenzen, Ressentiments, Haltungen und Handlungen unabhängig von ihren religiösen, rassistischen, sozialen oder sonstigen Motiven. Nach der Erfahrung nationalsozialistischer Ideologie und Herrschaft wird Antisemitismus als ein gesellschaftliches Phänomen verstanden, das als Paradigma für die Bildung von Vorurteilen und die politische Instrumentalisierung

daraus konstruierter Feindbilder dient (Benz 2015, S.14). Verbaler Antisemitismus kann in zwei verschiedenen Formen Anwendung finden. Zum einen liegt er vor, wenn in einer Äußerung eine generell oder eine spezifisch judenfeindliche Einstellung ausgedrückt wird (vgl. Schwarz-Friesel 2013 S.350). Hierzu zählen zum Beispiel die Leugnung des Holocaust oder Schimpfwörter wie *Jude* oder *Judensau*. Zum anderen können Äußerungen unbewusst diskriminieren, also ohne konkrete Diskriminierungsabsicht. Dies geschieht, wenn Floskeln und Redewendungen verwendet werden, die auf mentalen Konzepten beruhen. Deren Benutzung erfolgt unreflektiert, wirkt konventionell und wird dadurch weitergegeben (vgl. Schwarz-Friesel 2013 S.351f.). Beispiele hierfür sind etwa *jüdische Preise* und *die jüdische Nase*.

Im Folgenden wollen wir näher auf mögliche Vorschläge im didaktischen Umgang mit antisemitischen Äußerungen im Schulalltag eingehen. Fallen Schimpfwörter auf Schulhöfen oder in schulinterner Interaktion, ist es Aufgabe der Lehrperson, darauf zu reagieren. Im Zuge dessen sollten sich die Lehrpersonen zunächst gemeinsam mit den Heranwachsenden dem Thema „Antisemitismus“ nähern. Gezieltes Nachfragen bei Lernenden ohne persönliche Wertung hilft, getroffene Aussagen zu reflektieren. Die Möglichkeit, nach eigenen Erfahrungen und Empfindungen im Zusammenhang mit Beschimpfungen zu forschen, bietet einen emotionalen Zugang für die Schüler_innen. Bezüge zur eigenen Lebens- und Erfahrungswelt der Jugendlichen ermöglichen eine Diskussionsgrundlage. Es ist wichtig, ein Bewusstsein für den Inhalt der eigenen Aussage und Empathie für die_den Betroffene_n zu schaffen. Dies zielt darauf ab, den Jugendlichen ein komplexeres Bild von der Welt zu vermitteln und nicht argumentativ Überzeugungsarbeit zu leisten (vgl. Radvan 2014, S.22). Eine weitere Handlungsoption ist der strategische Einsatz von Zugehörigkeitskonstruktionen, durch den Pädagog_innen mit den Lernenden homogenisierende Vorstellungen und Konstruktionen von Wir-Gruppen hinterfragen können (Radvan 2010, S. 22). Konkret bedeutet das, eine sprachliche Unterscheidung zwischen „wir Deutschen“ und „die Anderen“ oder „die Juden“ kritisch zu beleuchten. Der pädagogische Umgang mit der Nutzung antisemitischer Schimpfwörter kann unter anderem wie folgt stattfinden: Zunächst wird die sprachliche

Äußerung in ihrer eigentlichen Intention reflektiert. Ziel soll es sein, den Blick der Schüler_innen für problematische Schimpfwörter zu schärfen und deren Verwendung in Frage zu stellen. Es werden Bedeutungsinhalte analysiert und geklärt, welche Gefühle beim Gegenüber durch die Benutzung dieser Wörter ausgelöst werden. Dies dient dem Erkennen von Vorurteilen in Bezug auf bestimmte Gruppen von Menschen und einzelne Individuen. Zur Verstärkung des Reflektionsprozess' sollen Beispiele aus der Lebens- und Erfahrungswelt der Schüler_innen verwendet werden. Grundsätzlich ist zu beachten, dass keine neuen Schimpfwörter eingeführt werden. Außerdem sollte die Unterrichtseinheit nicht mit dem Thema Antisemitismus überschrieben sein. Ein Bewusstsein für antisemitische oder andere diskriminierende Äußerungen kann auch durch indirekte Ansprache des Themas geschaffen werden, zum Beispiel: „Was macht ‚du Jude‘ zu einem inakzeptablen Schimpfwort?“. Blockaden oder Ablehnung gegenüber dem Thema Antisemitismus können damit umgangen werden (vgl. www.hatikva.de).

Hilfestellungen und Anregungen zur Gestaltung des Unterrichtes bieten unter anderem die Bundeszentrale für politische Bildung (www.bpb.de/politik/extremismus/antisemitismus/), die Bildungs- und Begegnungsstätte Hatikva in Dresden (www.hatikva.de), die Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus - Kiga e.V. (www.kiga-berlin.org) und das ZWST Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment (www.zwst-kompetenzzentrum.de). Die dort vorzufindenden Materialien dienen zum einen der Bearbeitung des Thema Holocaust. Andererseits findet man auch konkrete Module zur Bearbeitung antisemitischer Schimpfwörter im Unterricht, aber auch zu Verschwörungstheorien oder Stereotypen und Vorurteilen. Vereine wie Hatikva bieten zudem auch eine professionelle Begleitung von Besuchen historischer Schauplätze an. Bereits im Grundschulalter ist es möglich, den Schüler_innen das Judentum als Wurzel des Christentums mit demselben Gott näher zu bringen. Hierfür eignet sich zum Beispiel der Besuch der Dresdner Synagoge zur Auseinandersetzung mit jüdischer Religion und Tradition. Die Schüler_innen gewinnen einen Einblick in die Lebensweise der Gläubigen innerhalb der jüdischen Kultur, die helfen kann, ein friedliches Miteinander zu pflegen (vgl. www.hatikva.de).

Fazit

Als grundlegende Voraussetzung für Pädagog_innen gilt, dass ihr Sprachgebrauch keine generalisierenden Elemente aufweist. Undifferenzierte Verallgemeinerungen sollen im Unterricht keine Anwendung finden. Jedoch soll bei der Auseinandersetzung mit Diskriminierung auf Ebene der Sprache ein Bezug, sowohl zur eigenen als auch zur lebensweltlichen Erfahrungsebene der Jugendlichen, hergestellt werden. Abstrahierende und theoretisierende Argumentation ist zielführend. Eine belehrende Haltung einhergehend mit einer hierarchischen Vorstellung von der pädagogischen Beziehung schränkt die Arbeit mit den Lernenden ein. Pädagog_innen müssen bestrebt sein, die Motive rassistischer und diskriminierender Äußerungen und den subjektiven Sinn dieser gemeinsam mit den Jugendlichen zu reflektieren. An dieser Stelle ist es im pädagogischen Sinne in der Annahme, dass dadurch automatisch eine kritische Positionierung gegen Antisemitismus entstehe, nicht dienlich, einen Gedenkstättenbesuch durchzuführen. Eine vertrauensvolle Beziehung zu den Jugendlichen ist die eigentliche Grundlage für eine sinnvolle Bildungsarbeit. Wichtig ist dabei, das berufsspezifische Rollenverständnis nicht aus den Augen zu verlieren. Der Aufbau einer gleichberechtigten Beziehung mit den Jugendlichen und die dialogische Kommunikation „auf Augenhöhe“ sollen bewusst strategisch zum Einsatz kommen (vgl. Radvan 2010, S.20f.).

Ein Text von Justus Schreck, Katrin Kochbeck und Anne Häßner

„Ich habe nichts gegen Schwule, aber...“

Homosexualität gehört zu unserer Gesellschaft. Seit 2017 dürfen gleichgeschlechtliche Paare heiraten, Diskriminierung wird strafrechtlich verfolgt und auch das öffentliche Outen, wie es beispielsweise der Ex-Fußballprofi Thomas Hitzlsberger zeigte, scheint möglich. Trotzdem ist in einem Youtube-Video des westfälischen Hochschulchannells „proVo“, die Straßeninterviews zur „Ehe für Alle“ veröffentlicht haben, der Satz zu hören: „Ich habe ja nichts gegen Schwule, aber...“ (<https://www.youtube.com/watch?v=45LMY2KVEEQ>). Anscheinend trägt unsere Gesellschaft ein tiefes Problem in sich, ein Problem, das mit der Akzeptanz von Andersartigkeit und mit Unverständnis zusammenhängt, das von Angst und Emotionalität gesteuert wird. Diskriminierung von Homosexuellen ist trauriger Bestandteil unseres Alltags.

Doch was ist unter dieser Homophobie zu verstehen?

Homophobie ist eine Form der Diskriminierung, also eine Herabwürdigung oder Ungleichsetzung einer sozialen Gruppe. Die Gruppe der Homosexuellen umfasst dabei im Sinne der Homophobie jedoch nicht nur Lesben und Schwule, sondern jegliche queer lebende und liebende Menschen. Im Duden wird die Bedeutung von Homophobie grundlegend als „eine starke (krankhafte) Abneigung gegen Homosexu[elle]“ angegeben (<https://www.duden.de/rechtschreibung/Homophobie>). Das digitale Wörterbuch der deutschen Sprache geht auf den Wortkern genauer ein und spricht von einer „Furcht vor Homosexuellen“ (<https://www.dwds.de/wb/Homophobie>). Dabei führt es als typische Wortverbindungen unter anderem die Schlagwörter „Diskriminierung“, „Sexismus“ und „Gewalt“ auf. Isabell Häger, Sozialpädagogin des Gerede e.V. Dresden – ein Verein für diverse Lebensformen – spricht hingegen davon, dass unserer Gesellschaft geschuldet eher der Begriff „Homofeindlichkeit“ korrekt wäre. Es gebe keine Furcht, sondern eine direkte Feindlichkeit von Teilen der Gesellschaft aus, die Homosexuellen entgegengebracht werden würde, die sich in alltäglichen Situationen, aber auch der Sprache widerspiegeln. So fungiere das Wort „schwul“ immer noch als Schimpfwort. Es komme zu aktiven und aggressiven Anfeindungen gegenüber homosexuellen Menschen, beispielsweise durch fundamentalistisch christliche Gruppen. Gleichzeitig sei die Gesellschaft immer noch sehr heteronor-



mativ geprägt, was die Akzeptanz gegenüber gleichgeschlechtlichen Paaren zusätzlich erschwere. Doch Homophobie ist nicht gleich Homophobie: In der Linguistik zwischen impliziten und expliziten homophoben Äußerungen unterschieden. Eine große Rolle spielt dabei der heteronormative Gesellschaftsdiskurs, in dem Heterosexualität normal und natürlich ist und alle anderen Formen von Sexualität demnach als unnatürlich und somit nicht real existent beschrieben werden (vgl. van der Bom et al., 2015: 110). Aus diesem heteronormativen Diskurs heraus entstehen Homophobie und homophobe Sprache.

Doch wann treffen wir in unserem Alltag auf diese explizite Homofeindlichkeit?

Die Schulhöfe unseres Landes sind ein Umschlagplatz für homofeindliche Kommentare, Sprichwörter und Äußerungen. Von zu Hause aufgeschnappt, von einem Kumpel gehört und von den Lehrenden nicht sanktioniert, schleichen sich Beleidigungen wie *Schwuchtel*, *schwule Sau* oder, ganz banal, *Prinzessin* in die Alltagssprache ein. Es bildet sich eine ablehnende und diskriminierende Haltung gegenüber Homosexuellen aus. Letztere Beleidigung steht dabei ganz im Sinne einer Pejorisation, die nach Lann Hornscheidt als Wortwahl, die auf bestimmten gesellschaftlichen Normvorstellungen basiert, definiert ist (Lann Hornscheidt, 2011c, S.17f) *Prinzessin* als Beleidigung eines schwulen Mannes ruft in jedem Menschen unserer Gesellschaft gedanklich das Bild einer beleidigten, schwächlichen Person hervor. Neben diesen deutlich geäußerten homophoben Aussagen spielt implizite homophobe Sprache ebenso eine Rolle im Alltag queer lebender Menschen.

„Das wird man ja wohl noch sagen dürfen!“

In dem Video „HOMO-EHE: Die Umfrage“ des Hochschulchannels „proVo“ antworten Passanten in einer Fußgängerzone auf die Frage, was sie davon halten, wenn ein homosexuelles Paar Kinder bekommt. Die Antworten zweier älterer Damen darauf lauten: „Ja mit Kindern, das ist bisschen schwierig, ne?! Die sollten doch Mama und Papa haben!“; „Nee, das muss nicht sein. Da sehe ich die Mama nicht [...]“ (<https://www.youtube.com/watch?v=45LMy2KVEEQ>). Diese Aussagen implizieren, dass Kinder von homosexuellen Eltern aufgrund der sexuellen Orientierung der Elternteile Nachteile erleben würden. Diskriminierung, hinter der eine homophobe, wenn auch nicht explizit geäußerte, Einstellung steckt, wird sichtbar. Hier ist der Bezug zum erwähnten heteronormativen Diskurs deutlich zu erkennen. Eine andere im Videobeitrag erscheinende Person äußert: „Ich denke Kinder brauchen schon eine männliche und eine weibliche Seite“ (<https://www.youtube.com/watch?v=45LMy2KVEEQ>). Als „normal“ wird hier das heteronormative Familienmodell beschrieben, wodurch homosexuelle Eltern als „unnatürlich“ eingestuft werden. Ein weiteres Beispiel für eine unangemessene und implizite Beleidigung kann auch die Frage danach sein, wie homosexuelle Eltern ihr Kind bekommen hätten. Man kann sicher nicht in allen Fällen von einer homophoben Intention ausgehen, die hinter dieser Erkundigung steht. Auch wenn eine homophobe Äußerung nicht beabsichtigt ist, kann sie unter der Maßgabe, dass heterosexuelle Paare meist nicht derartigen Fragen ausgesetzt werden, dennoch ausgrenzend wirken und verletzen. Aus diesem Grund empfiehlt sich ein sensibler Umgang durch bedachte Äußerungen.

„Na das war ja aber keine absichtliche Beleidigung...?!“

Besonders perfide sind Bemerkungen, die unscheinbar auftauchen und vielleicht sogar unbeabsichtigt geschehen. Die Frage nach der getrennten Rechnung im Restaurant bei einem durch das Verhalten erkennbaren schwulen Paar mag im ersten Moment nicht beleidigend wirken, kann aber ein Spiegelbild der heteronormativen Gesellschaft abbilden, in der gleichgeschlechtliche Paare nicht auftauchen. So wird die fehlende Anerkennung gegenüber homosexueller Partnerschaften deutlich. Als Lösung für Situationen, in denen unterschwellige Diskriminierung wahrnehmbar ist, rät Isabell Häger zur direkten Konfrontation der beleidigenden Person. Die Reichweite der Aussage müsse den Sprechenden oft erst bewusst gemacht werden. Außerdem kann ein Verweis auf das Erfüllen eines Straftatbestandes, vor allem bei expliziten Äußerungen, nützlich sein (vgl. Meyer, S. 3f.) Explizite Äußerungen sind ausdrücklich formulierte Diskrimi-

nierungen, zu der auch „Hate Speech“ im Internet und den sozialen Medien zählt. Die Benutzung einer solch hassefüllten Sprache kann nach §130 Abs. 1 des Strafgesetzbuches mit mindestens 3 Monaten Freiheitsstrafe geahndet werden (vgl. Meyer, S. 4). Sowohl explizite mündliche als auch schriftliche Äußerungen sind demnach justitiabel.

„Dieses Jahr machen wir Urlaub in...“

Wenngleich insbesondere auf sprachlicher Ebene Diskriminierung stattfindet, gibt es eine große Auswahl an weiteren, zum Teil unscheinbaren, Diskriminierungen und Unannehmlichkeiten, welchen Homosexuelle im Alltag begegnen. Sie entstehen durch das Umfeld und die Gesellschaft. So ist beispielsweise die Wahl des Urlaubsziels ist ohne einen Blick auf die politischen Gegebenheiten des Landes nicht zu empfehlen, ein Austauschjahr mit Unterbringung in einer Gastfamilie muss wohlüberlegt sein und die Geburtstagsfeier mit den bekannten Stammtischparolen bei Tante Ursel kann zum psychischen Höllentrip werden. Es gibt eine Vielzahl an „Kleinigkeiten“, über die sich in der heteronormativen Gesellschaft keine Gedanken gemacht werden, die für Homosexuelle jedoch nicht nur im Gruppensinne diskriminierend, sondern auch hochgradig beleidigend sind. In den Schlagzeilen der Medien spielt Homofeindlichkeit und die Beleidigung homosexueller Menschen häufig nur im berichterstattenden Sinne eine Rolle. Die politische Grundhaltung in Deutschland deklariert Homophobie als justitiabel, zudem sieht der Großteil junger Menschen kein Problem in einer queeren Lebensweise. Trotzdem ist Homophobie noch kein Archaismus und muss weiterhin, zum Beispiel durch Aufklärung, bekämpft werden, wenn wir eine tatsächliche Gleichstellung aller Menschen erlangen wollen.

Was nun aber tun?

In konkreten Fällen steht Betroffenen beispielsweise die Organisation Mann-O-Meter e.V. zur Seite, die durch das Projekt MANEO vor allem in rechtlichen Angelegenheiten beraten. Der in Dresden ansässige Verein Gerede e.V. unterstützt auch in Fragen queerer Lebensweisen und bietet dafür – auch in anonymer Beratung per E-Mail – persönliche Unterstützung an. Außerdem finden regelmäßig Veranstaltungen statt, zu denen unter anderem der „Amoriestammtisch“, der „boy*talk“, der „christliche Stammtisch“ oder der „GayStammtisch50PlusMinus“ gehören. Der Verein führt des Weiteren - ganz nach dem Motto „Respekt beginnt im Kopf!“ - Projekte durch, bei denen LehrerInnen oder ErzieherInnen im Umgang mit homophoben Äußerungen geschult werden und handlungsorientierte Ansätze vermittelt bekommen. Das Programm „LiebesLeben“ klärt hingegen SchülerInnen darüber auf, welche Reichweite homophobe Äußerungen haben und sensibilisiert sie

für eine tolerante Umgangsweise mit der LGB-TIQ*Community. In Gesprächen mit geschulten ModeratorInnen werden Vorurteile erörtert. Es wird zum Austausch angeregt und zur Reflexion bewegt. Ziel dabei ist das Thematisieren von Sprache, Sprachgebrauch und deren Reichweite. Gerade für Schülerinnen und Schüler in der Pubertät ist das Thema Homosexualität präsent. In dem Dossier „Ein homophober Spruch kann eine Straftat sein“, welches 2016 im Rahmen des MANEO-Projektes entstand, wird vorgeschlagen, persönliche Anknüpfungspunkte zu schaffen, um SchülerInnen für die Thematik zu sensibilisieren (vgl. Meyer 2016, S.16): „Stell dir vor, dein bester Freund bereitet sein Coming-out vor□ wie würde er sich wohl fühlen, wenn...“ (Meyer 2016, S. 16). Damit soll auf niederschwelliger Ebene auch ein Bezug zum eigenen Verhalten und somit eine Eigenmotivation bewirkt werden.

Ein Text von Lisa Heinrich und Jakob Kretschmer.



Bilder, wie diese werden oft in den Medien gezeigt, so auch in der Tagesschau vom 22.07.2017, Party statt politischer Kundgebung. Der erste Eindruck gehört einem bunten Festival, statt der politischen Intention des CSD. Damit wird ein

„Lernen, genau hinzuhören“ - Genderneutrale Sprache nach Lann Hornscheidt

Wenn wir im Alltag mithilfe unseres Systems Sprache kommunizieren, so konstruieren wir in gewisser Weise seit jeher eine Zweigeschlechtlichkeit in unserer Gesellschaft. Als Sprecher:innen beteiligen wir uns an der Etablierung sowie dem Reproduzieren jener Rollenzuschreibungen von Mann und Frau. Diese Setzung impliziter Normen und Kategorien gilt es mittels genderneutralem Sprachgebrauch aufzuheben, um auch diejenigen anzusprechen, welche sich keiner der beiden Geschlechter zugehörig fühlen. Handlungsbeispiele bietet dafür Linguistx Lann Hornscheidt.

Als ich im Jahre 1949 geboren wurde, verkündete der Arzt im Brustton der Überzeugung: „Es ist ein Mädchen!“ Dies war wohl das letzte Mal, dass sich da jemand so sicher war. – Leslie Feinberg (Feinberg 1996, S. 6)

Genderneutrale Sprache - Was ist das eigentlich?

Der hier zu Wort kommende US-amerikanische Autor Leslie Feinberg begegnete seit Kindheitstagen permanentem Unverständnis bis hin zu feindseligen Haltungen, ausgelöst durch seine vermeintliche Andersartigkeit. Im Kindesalter beginnend sah sich der u. a. im Trans Camp engagierte Trans-Mann festgesetzten Geschlechterkonstruktionen ausgesetzt, selbst und insbesondere im familiären Umfeld, die ihm als regierende Norm unzählige Momente des Spotts und Verhöhnung bescherten. Feinberg sah sich folglich einer Ungleichbehandlung ausgesetzt, begründet durch eine angebliche Genderzugehörigkeit, mit der er sich nicht identifiziert - es handelt sich folglich um eine kategoriale Form der Diskriminierung (Graumann/Wintermantel 2007, S. 147). Um die sprachlich konstruierten Geschlechterungleichheiten zu erfassen, empfiehlt es sich zunächst zu klären, was unter dem Wort „Gender“ zu verstehen ist. Die Bezeichnung selbst lässt sich nicht als [das] Geschlecht übersetzen und beinhaltet ebenso wenig die zugeschriebene Sexualität eines Menschen. Der Duden spricht hinsichtlich des Gender von der Geschlechtsidentität des Menschen als soziale Kategorie z. B. im Hinblick auf seine Selbstwahrnehmung, sein Selbstwertgefühl o-

der sein Rollenverhalten (vgl. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Gender>). Das Gegenteil hierzu bildet das anatomische Geschlecht, also die Geschlechtsmerkmale einer Frau oder eines Mannes. Im Englischen wird zwischen gender als soziales Konstrukt und sex als angeborene Geschlechtsmerkmale unterschieden – beide Begrifflichkeiten befassen sich jedoch nicht mit der Sexualität einer Person. Im Deutschen gibt es noch keine Bezeichnung, um diese Differenz zu beschreiben. Seit mehr als vierzig Jahren wird deshalb für und von Menschen, die sich nicht eines der beiden Geschlechter zuordnen wollen oder können, gefordert, eine Benennung des „dritten Geschlechts“ ins Leben zu rufen. Im US-amerikanischen Raum hat sich relativ erfolgreich dafür das „they/them“ (<https://www.teenvogue.com/story/they-them-questions-answered>) durchgesetzt – zu übersetzen als „sie“ in der Pluralform oder auch in Bezugnahme für „sie“ als Person. Um ein Pendant zu finden und auf die Dringlichkeit hinzuweisen, wird von Sprachforscher:innen auf der ganzen Welt darauf hingearbeitet, einen lebendigen Diskurs um genderneutrale Formulierungen und Anreden zu schaffen. Bei alledem spielt jedoch nicht nur die Gleichbehandlung von Mann und Frau eine Rolle. Es gilt, einen Schritt weiterzugehen, wie ihn der Linguistx Lann Hornscheidt bereits unternimmt, dessen Persönlichkeit und Auffassungen im Bezug auf unser Sprachsystem im Folgenden näher beleuchtet werden (siehe 3.1). Hornscheidt fordert, eine kritische Betrachtung der womöglich sozialen Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit vorzunehmen. Die damit einhergehende, uns umgebende Norm der Heterosexualität scheint allgegenwärtig und ebenso konstruiert. Die von Hornscheidt vorgeschlagene Richtung hieße also, gleichermaßen Worte für Menschen zu entdecken, die sich keiner dieser heteronormativen Kategorie zuordnen lassen wollen oder können.

„Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ - Simone de Beauvoir (de Beauvoir 1968, S. 265) - Wozu genderneutraler Sprachgebrauch?

Erste kritische Stimmen regen sich bereits im Hintergrund und bewerten den Ansatz, mit einem reformierten Sprachgebrauch zur Etablierung einer Geschlechtergerechtigkeit beizutragen, als unzu-

reichend, gar unbedeutend. Umgeben von sozialer Ungerechtigkeit und einer sich verschärfenden Diskrepanz zwischen Arm und Reich sieht Hornscheidt selbst sich der provozierenden Nachfrage ausgesetzt: "Wie können Sie sich da so stark mit Sprache beschäftigen? Das ist doch unpolitisch!" (Hornscheidt 2011a, S. 162). Nun sieht man sich im Deutschen Begriffen gegenübergestellt wie Chefs und Sekretärinnen, Müllmänner und Putzfrauen, Stewardess und Piloten, bei denen eine eindeutig intendierte Rollenzuschreibung ersichtlich wird. Umgeben von jahrhundertealten, konventionellen Stereotypen, zwingen wir Sprechenden uns gegenseitig gesellschaftliche Rollen mit fest zugeschriebenen Eigenschaften auf. In der Realität existieren aber gleichermaßen Frauen auf den Chefetagen oder Männer, die gegen Bezahlung reinigen, Pilotinnen und Flugbegleiter. Sprache konstruiert demnach unvermeidbar Wirklichkeit. Wie soll folglich eine geschlechtliche Ausgewogenheit anvisiert werden, wenn wir uns eines Sprachsystems derart systematischer Ungleichheit bedienen? Rasch erweist sich Sprache als unsagbar mächtiges Instrument von Konstruktionsprozessen. Das Gendern setzt an dieser Stelle an und hat die Reflexion mit dem damit verbundenen Einsetzen spezifischer Formulierungen zum Ziel. Die Intention des genauen Hinhörens, Wahrnehmens und (Wieder)Entdeckens von Sprache tritt hier zutage. Entwickeln Sprechende ein Bewusstsein unseres genormten Zeichensystems, so wird beispielsweise das generische Maskulinum als Bewahrer von Geschlechtsneutralität schnell als unzureichend entlarvt. Wenn „56000 Bürger zur Stichwahl kommenden Sonntag aufgerufen werden“ (vgl. Steinhauer und Diewald, S. 27), erfolgt weder eine mentale, noch adäquate Repräsentation der Frau - sie scheint nicht angesprochen oder ausgeschlossen. Diese fehlende Wahrnehmung aller Bürgerinnen ist es aber, die ein Stärken des weiblichen Selbstbildes verhindert und die Bestätigung eigener Identität ausbremst, ein Muss für das psychische Überleben.

„Sprechen kann die Welt verändern.“ (<https://ze.tt/sprechen-kann-die-welt-veraendern-lann-hornscheidt-wuenscht-sich-ein-pronomen-fuer-alle/>) **Lann Hornscheidt - Der Profex Skandal**

Lann Hornscheidt promovierte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel in Linguistik und setzt sich für eine diskriminierungskritische Gestaltung der Welt ein. Lann Hornscheidt hält Vorträge und macht Workshops zu Formen respektvollen Kommunizierens, Veränderungen sprachlicher Gewalt, Genderis-

mus und Empowerment, sozialen Positionierungen und der Reflexion von Privilegien. Und Lann Hornscheidt will sich nicht einordnen lassen. Als Lann Hornscheidt 2014 auf der Internetseite der Humboldt-Universität-Berlin, an der Lann Hornscheidt dato lehrte, darum bat, als Profex angesprochen zu werden, löste jenes Anliegen eine gewaltige Debatte um genderneutrale (An-)Sprache aus. Besser gesagt: Menschen reagierten entrüstet über die Überheblichkeit und Dreistigkeit Lann Hornscheidts und fassten den Vorschlag als allgemeine Abschaffung der Zweigeschlechtlichkeit auf. Dabei strebte die Aussage keine generelle Aufforderung nach einer individuellen Betitelung an, sondern befasste sich nur mit ihrer Person. Lann Hornscheidt wurde somit unfreiwillig zum lebenden Beispiel des „Genderwahnsinns“ oder der sensiblen, sprachlichen Reflexion – je nachdem, von welchem Standpunkt aus man das Ganze betrachtet. Ihr linguistischer Anspruch besteht dabei weniger in der Geschlechtergleichheit, als vielmehr in der Abwendung von Diskriminierungsformen im Allgemeinen. Die Forderung nach Reflexion über geschlechtsspezifische Zuschreibungen existiert ebenso lang wie die Abwehrhaltung dagegen. Der Duden und die Rechtschreibreform gelten als bestimmende Institutionen, die sich der „richtigen“ Sprache verschrieben haben und auf die sich viele Menschen berufen, wenn es um „korrekte“ Schreibweisen geht. Hornscheidt jedoch enthüllt den präskriptiven Charakter jenes Wörterbuchs und macht auf die bedenkenlose Akzeptanz aufmerksam, mit derer wir dem beschreibenden System der Grammatik begegnen. Es wird von Sprache als Kulturgut gesprochen, jegliche Änderung als ein Gewaltakt an der unantastbar reinen Ästhetik der deutsch-deutschen Sprachkultur verstanden. Ein kreativer Umgang mit Sprache ist im deutschsprachigen Raum gar nicht gewollt, so Lann Hornscheidt. Es ist jedoch von unstrittiger Bedeutung, Errungenschaften emanzipatorischer, feministischer und integraler Forderungen in unserer modernen Zeit sprachlich zu berücksichtigen. Durch das Beharren und Ausweiten genderneutraler Ansprache kann die Basis eines respektvollen Umgangs miteinander geschaffen werden; im einfachsten Sinne, dass sich alle Menschen angesprochen und anwesend fühlen können, angefangen mit der Aufteilung von Umkleidekabinen, Toiletten und Sportwettkämpfen.

„Moderne aber heißt: Natur zum Sprechen bringen.“ (Hauser 2000, S. 18f.)

Skeptiker, die jenes Bemühen um das Aufbrechen von im Sprachgebrauch verankerten Kategorien verächtlich als Gender-Wahnsinn diffamieren, verweisen

häufig auf die Verwendung des generischen Maskulinums. Vernimmt man nun die Aussage "Die Sozialarbeiter liefen durch den Bahnhof", so erfüllt das Maskulinum aber keineswegs den Anspruch, geschlechterübergreifend verstanden zu werden. Es ist eine Idealvorstellung, Männer wie Frauen unter dieser Bezeichnung vor dem inneren Auge zu haben. Ohne etwaiges Sichtbarmachen weiblicher Individuen durch neutralisierende Formen (die Studierende, das Kollegium), zieht unser Gehirn weiterhin primär männliche Lesarten zurate. Die Problematik, auf die Hornscheidt mittels des Genderismus hinzuweisen versucht, gestaltet sich allerdings als weitaus vielschichtiger: die Auffassung eines natürlichen Geschlechts resultiert aus gesellschaftlichen Bedeutungszuweisungen. Mit den Personalpronomina des Deutschen beispielsweise nimmt der Zwang seinen Anfang, sich als Sprachbenutzer:in in unserem System mit einem biologischen Geschlecht zu identifizieren. Wie aber verhält es sich mit Menschen, die sich in der existenten Zweigliedrigkeit nicht wiederfinden? Über keinen sprachlich bezeichneten Ort verfügen? Intersexuelle- oder Transgender-People fühlen sich nicht im Geringsten einer gesellschaftlich anerkannten Geschlechterrolle zugehörig, die durch Sprache sichtbar wird. Ihre Entwöhnung (=nicht erwähnen) verhindert ihre Subjektwerdung, ferner eine mögliche Entwicklung ihrer Persönlichkeit (vgl. Hauser 2000, S. 16). Nach Lann Hornscheidt kommen darüber hinaus Dominanz- wie Machtverhältnisse zum Ausdruck, welche die Leerstelle Geschlecht charakterisieren und gewissermaßen einzunehmen scheinen. Zu den Diskriminierten lassen sich demnach alle zählen, die sich keiner sprachlichen Kategorie unterwerfen wollen oder können.

„Mein Sein ist konstituiert in und durch die Gewaltförmigkeit von Sprache.“ (Hornscheidt 2011b, S. 101) – Sprache als fluktuierendes oder determinierendes System?

Die Sprache als realitätsformendes Mittel zur Gestaltung unserer Gesellschaft ist ein bedeutsames Werkzeug. Verspürte Lann Hornscheidt den Wunsch, ihren Namen zu verändern, so ging damit ebenso das Bedürfnis nach einer sich wandelnden Ansprache ihrer selbst einher. Ihre Anforderungen formieren sich neu, so wie der Mensch in der Moderne und die jeweiligen Strukturen, in denen wir uns bewegen, im Auf- wie auch Umbruch sind. Um gleichermaßen Menschen zu Wort kommen zu lassen, die außerhalb der Machtstrukturen stehen, ist für Hornscheidt die Selbstbenennung und die ständige Reflexion über die Sprechposition ein elementarer erster Schritt. Die uns erwartende sprachhistorische Wende legt die

(unterbewusst) künstlich hergestellten Geschlechterrollen offen und stellt eine Fluktuation im Sprachgebrauch in Aussicht. Stimmen wir Bezeichnete mit den Bezeichnungen nicht mehr überein (was wir im Grunde genommen noch nie taten), so lässt sich neben ihrer Herstellung ebenfalls ihre Verstellung vornehmen - befreien wir uns aus zwanghaften Einschränkungen! Wird also beispielsweise im Zuge feministischer Debatten gleicher Lohn für Frauen gefordert, so macht Hornscheidt in jenem antigenderistisch geführten Kampf auf alle Menschen aufmerksam, die sich weder der Kategorie weiblich, noch männlich wiederfinden. Lann Hornscheidt versteht jene, zur Übereinstimmung existenter Geschlechtszuschreibungen Gezwungene als Trans. Dahinter verbirgt sich die Absicht, auf den gesellschaftlichen Drucks hinzuweisen, der aus unserem determinierenden Sprachsystem resultiert und den Menschen nötigt, sich mit einer genormten Geschlechterrollen zu identifizieren. Auf sprachlicher Ebene lautet die Forderung Hornscheidts, jenes "Räume Schaffen" für keine Platz Findende mittels kritischer Kreation neuer Ausdrucksmöglichkeiten zu ermöglichen, um der Selbstbenennung als Trans eine positive Sichtweise zu verschaffen. Um Orte in unserem Zeichensystem zu schaffen, in welchen keine Zuordnung zu unzähligen Konzepten notwendig ist - antigenderistisch, mit Worten Hornscheidts.

„Nicht die vorgeschlagenen Umformulierungen sind ‚schwerfällig‘ (...), sondern wir sind es.“ (Pusch 2013, S. 38) - Aussichten zum Gebrauch genderneutraler Sprache

Schlussfolgernd sei an dieser Stelle hervorgehoben, dass sich Sprache als fluktuierendes System versteht, welches zu deutlich Größerem fähig ist, als wir Sprechenden momentan im Begriff sind, an Potential auszuschöpfen. Lann Hornscheidt benutzt ihren Text als Raum, um in ihm die Diskriminierungslosigkeit auszuprobieren. Eine wichtige Stellung nimmt insbesondere das Hinterfragen von Grenzen und sprachlichen Ritualen ein. So kritisiert Hornscheidt die Ansprache in E-Mails, die meist mit "Sehr geehrte/r Frau/Herr..." beginnen und stellt hierzu Alternativen wie dear, hallo oder guten tag zur Diskussion oder integriert den bereits bekannteren Unterstrich: sehr geeh_rte (...) (vgl. Hornscheidt 2012, S. 325). Gleichzeitig gibt sie sich aber auch mit dem Gender-Gap nicht zufrieden und probiert ununterbrochen neue Formen aus. Die detaillierte Auseinandersetzung mit jeglicher Formulierung lässt Hornscheidt häufig so radikal erscheinen. Denn wer hat schon Zeit dazu? Der Sprachleitfaden der HU-Berlin, an dem Hornscheidt mitwirkte, stieg zunächst mit dem Gedanken der Selbstreflexion in

einen möglichen Veränderungsprozess ein. Man fragt sich selbst, wie man wahrgenommen und angesprochen werden will. Im Dialog mit verschiedensten Menschen und Gruppen können neue Sichtweisen eröffnet und die Normalität herausgefordert werden. Die Beschäftigung mit Rassismen und Sexismen allgemein kann gleichermaßen einen elementaren ersten Schritt darstellen. Dazu gehört genauso das Reflektieren der Hautfarbe, ebenso wie das des gesunden männlichen Körpers als menschliche Normalvorstellung. Um Sprache dynamischer zu gestalten, gibt der Leitfaden darüber hinaus einige Beispiele über verschiedene Sprachformen – angefangen mit dem x-Form, über die *-Form bis hin zu dem generischen Femininum. Im Netz kursieren verschiedenste Vorschläge zur Kreation neutraler Personalpronomen, wie iel (sie/er) oder saon (sein/ihr) (vgl. Feinberg 1996, S.1). Hornscheidt schlägt überdies die Verwendung von Partizipialformen vor (Studierende) oder spinnt den Gedanken Luise Puschs weiter, Neutrumsformen wie das teilnehma (Ersetzen des -er Suffix durch -a) (vgl. Hornscheidt 2012, S. 321) zu etablieren. Weiter ist die Rede von genderdynamischen Indefinitpronomen wie ein_yke oder ein_e (vgl. Hornscheidt 2012, S. 327), wobei die klaffend entstehende Lücke eine mögliche Identifizierung aller Menschen versinnbildlicht. Womöglich gilt es gar, vollkommen neue Genre zu erschaffen? An eine vollkommen gewaltfreie Kommunikation aber glaubt auch Hornscheidt nicht, wie es in einer Vielzahl von Interviews betont wird. Der Anspruch sollte dabei lediglich darin bestehen, laut Hornscheidt, unser konventionelles Zeichensystem insofern verändern zu wollen, als dass man versucht, Menschen mittels Sprachhandlungen nicht auszuschließen oder zu verletzen. Letztendlich ist die Angst vor Veränderungen in der Sprache aber genauso irrational, wie um Veränderungen in der Gesellschaft zu fürchten.

Verfasser:innen - Nils Elias Molle & Anna Schreiter

Sexismus und Homophobie in deutschen Rap-Texten

In Alltagssituationen werden Beleidigungen wie *Schlampe* oder *Schwuchtel* als diskriminierend und verletzend empfunden. In der Musik und speziell im Rap gehören aber genau solche Äußerungen zum guten Ton. „Nur weil du eine Frau bist und man dir in den Bauch fickt, heißt das nicht, dass ich dich nicht schlage, bis du blau bist“ (<https://genius.com/Bushido-dreckstuck-lyrics>). Das rappt Bushido in seinem Lied „Dreckstück“. Anhand des Textauszuges ist eindeutig zu erkennen, wie diskriminierend Rap-Texte sind oder sein können. Aber wie wird Diskriminierung eigentlich definiert? Sozialwissenschaftlich wird Diskriminierung als komplexer Vorgang verstanden, in welchem soziale Gruppen anhand ihrer spezifischen Eigenschaften, verbunden mit sozialer und politischer Benachteiligung, unterschieden werden. Diskriminierungen werden über einen langen Zeitraum verfestigt und entstehen aufgrund der Religion, des Geschlechtes, der sexuellen Orientierung oder psychischer sowie physischer Beeinträchtigungen einer Person. Sie sind häufig ausschlaggebend für politische Bewegungen, soziale Konflikte oder die Gründung sozialer Bewegungen (vgl. <https://gender-glossar.de/glossar/item/85-diskriminierung>). Schon anhand des Titels des Liedes von Bushido ist die Herabwürdigung der Frau zu erkennen. Aber auch durch den Inhalt der Textzeile wird deutlich, dass der Rapper der im Text angesprochenen Frau zuspricht, als hätte sie keinen eigenen Willen und stünde unter ihm. Auch wenn diese Texte frauenfeindlich sind und verschiedene soziale Gruppen diskriminieren, erfreuen sich Rapper wie Bushido an einem großen Publikum. Aber warum entwickelte sich die Musikrichtung in diese Richtung, und warum sind Ausdrücke wie *Bitch* oder *Fotze* im Rap ganz normal?

Hip-Hop – Eine Kultur aus den Ghettos

Im Jahr 1974 entwickelte sich in den New Yorker Ghettos Harlem und der Bronx die Kultur des Hip-Hops. Entstanden aus afrikanischen und afroamerikanischen Ursprüngen, besonders geprägt durch die *oral culture*, gilt Hip-Hop als ein Crossover bereits bestehender Traditionen, Stile und politischer Bewegungen (vgl. Güler Saied 2012, S. 17-19).

Rap – Ein Hip-Hop-Element mit starker Präsenz

Die Bezeichnung stammt von dem englischen Verb *rap*, was so viel wie „sprechen“ oder „erzählen“ bedeutet (vgl. Güler Saied 2012, S. 19). Als *MCs* (Masters of Ceremony) wurden ursprünglich nur männliche Personen eingesetzt. Deswegen entwickelte sich der Rap in seiner Anfangszeit auch zu einer ausschließlich von Männern dominierten Musikrichtung. Die Rapper waren ursprünglich nur dazu da, die *Crowd*, also das Publikum, zu den Rhythmen des DJs zum Tanzen zu bringen. Die Show war eine Interaktion zwischen Musiker*innen, Tänzer*innen und dem Publikum. Die *MCs* nutzten dabei anfangs das ursprüngliche Call-and-response-Prinzip, ein Ruf mit Antwort, um mit der *Crowd* in Kontakt zu treten. Später wurden die Reime präzisiert, die Stilmittel vertieft und erweitert (vgl. Güler Saied 2012, S. 31). Im Rap gilt die Sprache als das Hauptkommunikationsmittel, daher wird häufig mit ihr experimentiert und gespielt. Prägnant sind dabei besonders die kodierten, umkehrenden und überspitzten Aussagen, vor allem bei der Inszenierung der eigenen Person. Es gibt aber auch einige Stilmittel, die für den Rap sehr wichtig und charakteristisch sind. Beim *Signifying* etwa werden Aussagen verzerrt, umgekehrt oder übertrieben. So werden Wörtern andere Bedeutungen zugeschrieben, wie dem Wort *Bitch*, welches so umgedeutet wird, dass es eine selbstbewusste, starke und selbstbestimmte Frau bezeichnet (vgl. Güler Saied 2012, S. 19). Andere Stilmittel sind das *Boasting*, die eigene Selbstüberhöhung, oder das *Dissing*, die Beleidigung Dritter. Es geht also im Rap weniger um einen Informationsaustausch, sondern vielmehr darum, ein fiktives Gegenüber möglichst kreativ und spielerisch auszustechen, *verbal duelling* genannt (vgl. Süß 2019).

Gangster-Rap – Die Polizei ist dein Feind

Der Gangster-Rap gilt als eine der wohl bekanntesten Untergruppen des Raps. Hier wird der Rap als eine Form des Widerstands genutzt. Thematischer Kern ist dabei häufig die Herkunft, die sich wie ein roter Faden durch die Texte zieht. *Real* ist, wer männlich, schwarz und von der Straße ist (vgl. Süß 2019). Durch die ständige Unterdrückung der schwarzen Bevölkerung gilt die Polizei oft als Feind. Die „Gangster-Männlichkeit“ wird üblicherweise als Hypermaskulinität diskutiert, die durch Abgrenzung von Weiblichkeit und anderen Männlichkeiten mittels expliziter Sprache und gezielter Tabubrüche zustande kommt (vgl.

Süß 2019). Durch die bewusste Zurschaustellung von Homophobie, Sexismus und Gewaltverherrlichung erntet der Gangster-Rap allerdings auch häufig Kritik durch die Öffentlichkeit und Politik (vgl. Güler Saied 2012, S. 38-40).

Battle-Rap – Übertrumpfe dein Gegenüber!

Der Battle-Rap ist eine weitere Form des Raps und sollte ursprünglich als eine Art Spiel betrachtet werden. Er entstand bei Basketball-Throwdowns, bei denen sich die Spieler gegenüberstanden und abwechselnd Beleidigungen austauschten, um die andere Mannschaft zu übertrumpfen. Außerdem ersetzte diese Art von Wettkampf Straßenkämpfe rivalisierender Gangs (vgl. Margara 2018, S. 2-4). Der Battle-Rap hat das Ziel, den Gegner mit Worten zu besiegen und sich selbst gut dastehen zu lassen. Die Person gegenüber soll erniedrigt werden, es geht also darum, sich gegenseitig zu beleidigen. Mit Selbstüberhebung, -darstellung und Prahlerei wird versucht, das Battle für sich zu entscheiden (vgl. Verlan/Loh 2000, S. 249-251). Ab Mitte der 90er Jahre steht allerdings nicht mehr nur das Spielerische im Vordergrund. Zunehmend wurden gesellschaftliche Randgruppen diskriminiert und aus dem einstigen Ansprechen fiktiver Personen wurden reale Drohungen an bestimmte Menschen (Institut für Deutsche Sprache 2018, S.10-12). Da die heutige deutsche Rap-Szene hauptsächlich von heterosexuellen Männern dominiert wird, ist es das Ziel dieser, zu beweisen, dass sie männlicher und besser als ihr Gegner sind. Dem Gegenüber wird die Männlichkeit abgesprochen, indem er beispielsweise als *schwul* bezeichnet wird, da ein homosexueller Mann kein richtiger Mann sei. Die Wörter *schwul* oder auch *Schwuchtel* und *gay* werden in der deutschen Rap-Kultur als Stilmittel verwendet, um dem Gegner Stärke ab- und Schwäche zuzusprechen und seine Unmännlichkeit zu signalisieren. Das zeigt die uneingeschränkte Macht der Männer im Deutsch-Rap (vgl. Verlan/Loh 2000, S. 271-273). Solche homophoben Äußerungen kommen in vielen Rap-Texten vor und haben meist einen bitteren Beigeschmack, doch wird behauptet, dass die wenigsten deutschen Rapper*innen tatsächlich homophob sind und diese Ausdrücke lediglich verwenden, um sich selbst am besten dastehen zu lassen. Im Liedtext „Town, die nie schläft“ von Kollegah und Farid Bang wird die verbreitete Homophobie in Raptexten anhand des folgenden Beispiels doch deutlich - „Während Schwule wie du sich mit Jungs vergnügen und zu gerne Schwanz blasen, denn ihr seid wie Schotten, Männer, die die Hosen nicht anhaben“ (<https://genius.com/Kollegah-and-farid-bang-town-die-nie-schlaft-lyrics>). Ein weiteres Beispiel von Kollegah und Farid Bang aus dem Text „Rap wieder Rap“ ist „Zieh dein Kleid aus, wir sind hier nicht bei der Gayparade, Mo'fucker“ (<https://genius.com/Kollegah-and-farid-bang-rap-wieder-rap-lyrics>). Auch andere deutsche Rapper*innen verwen-

den in ihren Texten homophobe Ausdrücke, um sich selbst aufzuwerten, so auch Kontra K in seinem Lied „Vollkontakt“ mit dem Vers „Weil wir hart sind und nicht wie ihr mit Schwulen hängen“ (<https://genius.com/Kontra-k-vollkontakt-lyrics>).

Porno-Rap – Sexuelle Gewaltfantasien als Methode des Siegens

Porno-Rap gehört ebenfalls zu der Musikrichtung des Hip-Hops und stellt eine Art Selbstinszenierung dar. Die Bezeichnung „Porno-Rap“ lässt vermuten, dass es sich um sexuelle Lustfantasien handelt. Allerdings kann dies nicht pauschalisiert werden. Die Bedeutung dieser Rap-Gattung ist etwas anders konzipiert. Es gibt verschiedene Thematiken, die sehr häufig im deutschsprachigen Porno-Rap auftreten. Dazu gehört besonders die Frauenfeindlichkeit, denn Frauen werden in dieser Gattung häufig als Sexualobjekte gesehen. Sie werden oftmals mit Bezeichnungen wie *Fotze*, *Bitch*, *Hure* oder anderen Beleidigungen angesprochen (vgl. Psutka/Grassel 2018, S. 30f.). Jeder dieser diskriminierenden Begriffe unterliegt einer anderen Bedeutung und wird in verschiedenen Kontexten eingesetzt. *Hure*, *Schlampe* und *Bitch* werden zum Beispiel als negative Bezeichnung für Frauen, die unter anderem häufig Geschlechtsverkehr möchten, gebraucht. Bei Männern hingegen obliegt dieser Akt einer positiven Konnotation. Nicht nur die Frau als Sexualobjekt ist ein wichtiges Thema, sondern auch ihr Geschlechtsorgan, das in deutschsprachigen Porno-Rap-Texten häufig Erwähnung findet. Hierbei werden verschiedene Bezeichnungen genutzt, wie etwa *Fotze*, *Muschi* oder *Möse*. Des Weiteren werden verschiedene sexuelle Handlungen sprachlich dargestellt, besonders oft sind Verse über Anal-, Oral- oder Gruppensex vorzufinden (vgl. Psutka/Grassel 2018, S. 31). Um die Frauenfeindlichkeit zu verdeutlichen und zu intensivieren wird dem im deutschsprachigen Rap die Hypermaskulinität entgegengesetzt. Das männliche Geschlecht wird in diesen Texten mit aussagekräftigen Worten wie Härte, Gefährlichkeit und anderen überzogenen Begriffen in Verbindung gebracht (vgl. Psutka/Grassel 2018, S. 31). Ein formelles Motiv dieser Rap-Gattung ist die slangartige Sprache, mit welcher sich die Rapper*innen ausdrücken. Trotz Hypermaskulinität im deutschsprachigen Porno-Rap gibt es sowohl Rapper als auch Rapperinnen in diesem Musikbereich. Es gibt Unterschiede in den jeweiligen Texten, denn bestimmte Begriffe werden je nach Rapper*in verschieden definiert. So werden die Rap-Texte von den Adressat*innen auch unterschiedlich interpretiert. Von männlichen Jugendlichen können diese Inhalte als Profilierungsmuster aufgenommen werden, wohingegen die weibliche Jugend diese Texte als identifizierend empfinden kann, wenn sie aus sozial schwächeren Gegenden stammen und beispielsweise Gewalt erleben. Deshalb werden Porno- und

Gangster-Rap vorgeworfen, dass sie eine Teilschuld an der heutigen Gewaltbereitschaft haben (vgl. Bukop/Hüpper 2012, S. 159f.). Vertreter*innen vom deutschsprachigen Porno-Rap sind zum Beispiel SXTN, Frauenarzt oder Kool Savas (vgl. Psutka/Grassel 2018, S. 28).

Frauen werden als Wegwerfware dargestellt, in den Videoclips „billig“ gekleidet und dienen als „hübsche“ Dekoration für den männlichen Darsteller. Sie sind das Objekt männlicher Begierde und werden auf ihr Geschlecht und ihr Aussehen reduziert. Somit spielen sie eine eher untergeordnete Rolle und stehen in Abhängigkeit zum Mann. Eine Frau unterscheidet sich deutlich diesem, sie ist tendenziell schwächer und verdient somit weniger Beachtung (vgl. Bukop/Hüpper 2012, S. 162f.). Im Porno-Rap wird zwischen einem Mann und einem Nicht-Mann unterschieden, sodass die Weiblichkeit als Projektionsfläche für männliche Fantasien genutzt wird. Diese Methode nutzt auch Kool Savas in seinen Songs. Der deutsch-türkische Rapper ist der Wegbereiter für homophobe Textinhalte. In seinem Lied „Pimplegionär“ drückt er sich allerdings sehr frauenfeindlich aus, indem er Frauen oft als *Nutte*, *Fotze*, *Hoe* und *Bitch* bezeichnet. Neben der Frauenfeindlichkeit spielen auch Gewalt und die überhöhte Selbstinszenierung eine große Rolle. „Hoes die sagen, ich bin träge, animiere ich durch Schläge“ und „Ich muss weg und hab' leider keine Zeit mehr, dich zu schlagen“ sind zwei Beispiele, in denen eine Frau durch einen männlichen Akteur Gewalt erfährt. Die übertriebene Darstellung der eigenen Person des Rappers wird in diesen Beispielen deutlich - „Ich bin cool und zeige Nutten, wer der Boss ist“, „Ich bin potenter als ein Ochse“, „Ich bin der beste Ficker nördlich vom Äquator“, „Ich bin potenter als ein Bär“ (<https://genius.com/Kool-savas-pimplegionar-lyrics>) - die Liste ließe sich beliebig erweitern. In Savas Texten erfolgt die Gewaltinszenierung nach einem stereotypen Muster - Frauen erfahren Gewalt durch den männlichen Akteur, welcher erhaben ist und über allen und allem steht. Er rappt oft in Ich-Botschaften, welche die Absolutsetzung des Mannes und die Erniedrigung der Frau unterstreichen (vgl. Bukop/Hüpper 2012, S. 170).

Lady Bitch Ray – Frauen nehmen sich der Rap-Kultur an

Viele denken bei deutschem Porno-Rap an männliche Sänger, doch auch Frauen, wie Reyhan Şahin, etablieren sich in dieser Musikszene. Die Rapperin, die unter dem Künstlernamen Lady Bitch Ray auftritt, wurde in der deutschsprachigen Porno-Rap-Szene bekannt mit ihrem Song „Hengzt, Arzt, Orgi“, in welchem sie gewaltvolle Sexfantasien darstellt (vgl. Bukop/Hüpper 2012, S. 171). In den Texten von Lady Bitch Ray übernimmt die Frau die aktive Rolle beim Sex. Es werden verschiedene Synonyme für die Tätigkeit des Geschlechtsverkehrs, beispielsweise *bumsen*, verwendet.

Die Rapperin setzt sich mit ihren Songtexten für Frauen ein und möchte die traditionelle Geschlechterrolle in ein neues Licht rücken. Ihrer Meinung nach stärken die männlichen Rapper das Bild einer unterworfenen Frau, welches im 21. Jahrhundert längst nicht mehr so dargestellt werden muss. Lady Bitch Ray ist für die Emanzipation der Frauen. Allerdings teilen selbst Musikproduzentinnen, wie Mealbeatz, nicht die Meinung der jungen Rapperin. Mealbeatz ist der Auffassung, dass Lady Bitch Ray diese Aussagen aus kommerziellen Gründen anspricht, wodurch heftige Diskussionen zwischen den beiden entstanden (vgl. <https://www.backspin.de/hoert-lady-bitch-ray-zu/>).

'Bitch' - Gangsterbraut oder Beleidigung

Lady Bitch Ray verwendet in ihren Texten das Konzept der *Bitch*. Für sie ist dies ein positiver Begriff, da eine *Bitch* für sie eine *Gangsterbraut* darstellt, welche den Männern ebenbürtig ist. Rapper hingegen, zum Beispiel Kool Savas, nutzen den Begriff der *Bitch* für unterwürfige und vom männlichen Geschlecht abhängige Frauen (vgl. Bukop/Hüpper, 2012, S. 174). Daraus lässt sich schlussfolgern, dass *Bitch* zwei Bedeutungen hat – zum einen beschreibt das Wort eine überhebliche, reiche Frau, zum anderen wird es in einer ähnlichen Bedeutung wie *Gefährtin* oder *Hündin* eingesetzt (vgl. Bukop/Hüpper, 2012, S. 173). Einige Rapperinnen setzen den Begriff *Bitch* mit Bedacht in einem positiven Kontext und neutralisieren somit deren negative Konnotationen und die damit einhergehende Diskriminierung. So zeigen sie, dass nicht zwangsweise, wie in den Texten männlicher Rapper üblich, abschätzig geurteilt werden muss. Die vulgäre Sprache wird genutzt, um in der Gesellschaft mit ihren konservativen Verhaltensregeln durch Provokation zu „glänzen“. So ist Porno-Rap unter anderem auch für Konfrontationen bekannt (vgl. Bukop/Hüpper, 2012, S. 174). Rapper sprechen sich frauenfeindlich aus, da sie Frauen für unterwürfig befinden und ihnen das „schwächere“ Geschlecht zuschreiben, da Frauen den Männern meist körperlich unterlegen sind. Das Konzept der *Bitch* wird als verbale Gewalt gegenüber Frauen oft in Imperativen ausgedrückt: „Bitch: Fresse! Bevor ich dir den Sack in den Mund presse!“ (Bukop/Hüpper, 2012, S. 174).

Nicht diskriminiert wird, wer männlich ist!

Gerade im Rap wird die Diskriminierung durch Sprache sehr stark deutlich, da diese das Hauptkommunikationsmittel in dieser Musikrichtung darstellt. Rap bedient viele Formen der Diskriminierung, allerdings sind Frauenfeindlichkeit und Homophobie wohl am stärksten ausgeprägt, denn die Diskriminierungsrate ist in diesen Bereichen am höchsten. Allerdings gibt es Fortschritte im deutschen Rap, was beispielsweise homophobe Äußerungen betrifft. So werden Begriffe wie *schwul* oder *gay* nicht mehr live verwendet. Darüber hinaus stehen immer mehr Rapper öffentlich zu

ihrer Homosexualität, etwa der Rapper Juicy Gay. Eine weitere Entwicklung stellt die Etablierung von Rapperinnen in der sonst männerdominierten deutschen Rap-Szene dar. Besonders die Porno-Rap-Szene erlebt dadurch einen starken Wandel, weil unterschiedliche Themen in ihren Songs angesprochen und neu interpretiert werden und somit auch die Fangemeinschaft größer und vielfältiger wird. Über die Sinnhaftigkeit deutscher Rap-Texte lässt sich streiten, aber Fakt ist: Sie sind in der Musikbranche stark vertreten und werden gefeiert!

Ein Text von Aliena Ilse, Luisa Fränkel und Laura Rietzschel.

Korrektter Umgang mit sexistischer Hip-Hop Kultur

„Shut up slut, you're causin' too much chaos. Just bend over and take it like a slut - okay Ma?!“ (<https://genius.com/Eminem-kill-you-lyrics>)

Was übersetzt so viel wie „Halt dein Maul du Schlampe, du machst mir zu viel Stress. Bück dich und nimm es wie eine Schlampe, okay Mama?!“ heißt, ist Beispiel des gängigen Sprachgebrauchs in Hip-Hop und Rap. Solche und ähnliche Äußerungen tauchen nicht selten in international verbreiteten Songtexten auf. Sie prägen den Alltag vieler Jugendlicher. Aus diesem Grund sollte der Umgang mit sexistischer Hip-Hop-Kultur genauer erklärt und allgemein ein offenerer Umgang mit ihr geschult werden. Doch viele kennen die Hintergründe für diese Ausprägung des Hip-Hops nicht. Die Texte vermitteln im ersten Moment den Eindruck, dass die_der Interpret_in, in dem oben aufgeführten Beispiel ein männlicher Rapper, sich selbst in eine überlegene Position gegenüber dem anderen Geschlecht rückt. Das passiert vor allem durch das Gefühl von Macht und Überlegenheit, welches in den Texten durch den Rapper versprachlicht wird, in diesem Fall gegenüber dem weiblichen Geschlecht. Es entsteht der Eindruck, dass Frauen dadurch unwiderprüflich – der Normalität entsprechend, ohne zu hinterfragen – in die Position der unterlegenen Partei gedrückt werden. Gesellschaftlich akzeptierte Verhältnisse und Rangordnungen werden aufgebrochen. Dies zeigt sich im angegebenen Textausschnitt: Die Mutter, die eigentlich als Respektsperson gilt, soll gegenüber ihrem Sohn eine untergeordnete Rolle einnehmen.

Im Alltag wäre diese Situation unvorstellbar – aber in Rap-Texten legitim?

Wir finden in der Musik viele Formen von – anscheinend legitimerter – Diskriminierung. Besonders auffällig ist die Frauenfeindlichkeit und der daraus resultierende Sexismus. Als Sexismus wird allgemein die „Vorstellung, nach der ein Geschlecht dem anderen von Natur aus überlegen sei, und die [daher für gerechtfertigt gehaltene] Diskriminierung, Unterdrückung, Zurücksetzung, Benachteiligung von Menschen, besonders der Frauen, aufgrund ihres Geschlechts“ (<https://www.duden.de/rechtschreibung/Sexismus>) bezeichnet. Zentral dafür ist allem voran, dass ein Geschlecht, in den meisten Fällen das männliche, einem anderen, etwa dem weiblichen, überlegen ist. Diese Form der Diskriminierung, welche sich

im Laufe der Evolution herausgebildet und weiterentwickelt hat, ist auch heute noch stark präsent. Die Vorstellung, dass von Natur aus ein Geschlecht dem anderen überlegen sei, gibt bereits Anlass zur Kritik. Von der Natur bestimmt ist kein Geschlecht stark oder schwach. Die Tatsache, dass Frauen in der Gesellschaft rangniedriger als Männer betrachtet werden, resultiert allein aus Vorstellungen und Normen, die sich gesellschaftlich manifestieren konnten. Sie werden unter fortlaufender Weiterentwicklung in alltäglichen Situationen sichtbar. Doch Sexismus spiegelt sich nicht nur in einzelnen Verhaltensweisen wider – er ist ebenso in der Sprache, in der Musik und in vielen Filmen zu finden. Demzufolge gibt es konkret sprachlichen Sexismus, welcher sich in der Diskriminierung bezüglich des Geschlechts durch die Sprache zeigt. Dieser äußert sich darin, dass der_die Sprecher_in eine Idee mitteilt, die aufgrund der in der Äußerung verwendeten Wörter Menschen aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit diskriminiert. Diese Form der Diskriminierung entsteht aufgrund einer „wechselseitig[en] Zuschreibung[] von Differenz und Ungleichheit“ (Bereswill/Ehlert 2017, S. 502). Oftmals stellen sich auch Frauen selbst in eine niedere Rolle und akzeptieren diese widerspruchslos. Sie kennen es nicht anders.

Die Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts wird sowohl im Beruf als auch privat erkennbar: Oft bekommen Frauen weniger Gehalt als Männer. Haushaltsaufgaben sind klar verteilt. Fragt man die breite Masse der Bevölkerung, bekommt man wahrscheinlich die Antwort, dass Frauen in die Küche gehören würden und der Mann das Geld verdienen sollte. Dies ist ein in der Gesellschaft verfestigtes Konzept, welches sich über Jahrzehnte etabliert hat. Doch nur, weil gesellschaftliche Normen den Geschlechtern eine Rolle zuweisen, heißt das noch lange nicht, dass Menschen diese erfüllen und sich widerstandlos fügen. Durch verschiedene Faktoren ist es jedoch schwierig, die Emanzipation der Frau weiter voranzutreiben. Viele Gruppen, wie zum Beispiel TERRE DES FEMMES (vgl.: <https://www.frauenrechte.de/online/index.php>), setzen sich für die Selbstbestimmung und Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts ein und helfen mit ihrer Arbeit weltweit Frauen, ein besseres Leben zu führen. Von anderen Lebensbereichen gehen allerdings Störungen aus, die die Entwicklung hin zu einer Gleichberechtigung von Mann und Frau erschweren. Durch alltägliche Dinge, wie beispielsweise Musik und Fernsehen, wird Frauenfeindlichkeit weiterhin verbreitet und augenscheinlich als berechtigt dargestellt. In

diesem Beitrag wird auf die Legitimation sexistischer Rollenbilder in der deutschen Hip-Hop-Musik eingegangen. Dabei wird herausgestellt, welche Akzeptanz diese erfahren und wie man richtig mit der Musikrichtung umgeht.

Ist Sexismus durch Musik legitimiert?

Sexismus kann in allen Bereichen des Alltags auftreten, wird aber insbesondere durch das Medium Sprache transportiert. Sexistische Textpassagen sind in dem Musikgenre des Hip-Hops keine Seltenheit. Der korrekte Umgang bei der Bewältigung dieser Problematik wird heutzutage oftmals öffentlich von Frauen, die selbst in der Musikszene beschäftigt sind, diskutiert (vgl. <https://www.youtube.com/watch?v=sUGe91I2U1o>). Es gibt Hip-Hop-Künstlerinnen, die sich aus ihrer eigenen Überzeugung heraus sprachwissenschaftlich mit Texten auseinandergesetzt haben. Grundsätzlich geht es um die Fragestellung, welche Rolle das Geschlecht in der Musikszene spielt. Im Rahmen ihrer Recherche wollen sie aufzeigen, dass dem Thema Sexismus mehr Präsenz in der Gesellschaft zugestanden werden sollte.



Was zeichnet die Hip-Hop-Kultur aus?

Hip-Hop ist nicht allein Musik - für viele Menschen ist es ein echter Lebensstil. Die Kultur umfasst Tanzarten, diverse Gesangsstile wie Rap und typische Kleidung. Zudem werden auch verschiedene Wertvorstellungen vermittelt. Diese Werte werden von einer wachsenden Anhängerschaft anerkannt. Eine Gemeinschaft, der man sich anschließen kann, bildet sich heraus. Wer Hip-Hop liebt, der lebt ihn. Die Musik und die Texte spielen besonders für viele Jugendliche eine große Rolle und sind ein wichtiger Bestandteil ihres Alltags. Die Musik als Leidenschaft bietet jungen Leuten ein zu Hause in einer selbstgewählten Familie. Sie leben diese Kultur in vollen Zügen aus und fühlen sich einer großen Gemeinschaft zugehörig.

Hip-Hop entwickelte sich vor ein paar Jahrzehnten in den afroamerikanischen Ghettos. Dort liegt auch die

Grundlage für die entsprechende Sprache des Hip-Hops: Sie ist klar und einfach formuliert und wird von den andauernden Problemen des örtlichen soziokulturellen Umfeldes geprägt. Dabei spiegelt sie das Leben der Unterschicht Amerikas wider. Traditionell ist Hip-Hop ein männliches Betätigungsfeld. Das bedeutet, dass Frauen eine untergeordnete Rolle zugewiesen bekommen. Doch wie zeigt sich dies beim Hip-Hop sprachlich?

Wir unterschätzen die Macht der Sprache deren Folgen.

Es gibt Formen des direkten und indirekten diskriminierenden Sprechens. Die beiden Formen werden anhand ihrer Adressierung unterschieden. Bei sexistischen Äußerungen gegenüber dem weiblichen Geschlecht werden so etwa Frauen entweder direkt angesprochen oder sich allgemein über sie geäußert. Bei einer genauen inhaltlichen Betrachtung der Texte tauchen oftmals beide Formen auf. Eine Form der indirekten Diskriminierung lässt sich an einer Textstelle in dem Lied „Niemals satt“ von Gzuz ablesen: „Dreh' paar Runden durch die Stadt, sie hört, der Motor ist frisiert. Kommt sofort mit zu mir, fick' ihr das Botox aus'm Hirn“ (<https://genius.com/Gzuz-niemals-satt-lyrics>). In diesem Textbeispiel werden keine direkten Namen genannt. Jedoch lässt sich aus den Zeilen darauf schließen, dass Frauen angesprochen werden. Deshalb spricht man in diesem Fall von einer Form des indirekten diskriminierenden Sprechens. Frauen sind natürlich selbst in dem Musik-Business tätig, doch müssen unter andauernder Diskriminierung leiden.

Das Bild, das von einer Frau vermittelt wird, ist, wie an den Textbeispielen deutlich wird, auf ihr Äußeres reduziert. Es wirkt auf die Hörer_innen fast so, als ob Künstler_innen dieses Frauenbild abrufen, um Erfolg zu haben. Viele männliche Vertreter der Musikrichtung gelten als das Abbild des „unantastbaren Mannes“ (Bente 2014, S. 21). Die männlichen Künstler erhalten Anerkennung und Bestätigung, indem sie diesem Ideal treu bleiben. Der dabei nach außen getragene Sexismus wird nicht als negativ wahrgenommen. Viele Künstler_innen verwenden in ihren Texten häufig die Wörter *bitch* oder *Schlampe*. Diese Zuschreibungen werden nahezu selbstverständlich genutzt und erfahren durch die Hörer_innen weitere Verbreitung.

Die Hip-Hop Kultur ist zwar eine inszenierte Kunstform, doch diese hat auch Grenzen.

Den vermeintlich negativen Attributen stehen auch künstlerische Fähigkeiten wie ein ausgefallener Stil oder eine herausstechende Stimme gegenüber. Deutschsingernde Künstler_innen, die in den letzten

Jahren die Charts eroberten, haben häufig einen Migrationshintergrund oder wuchsen in schwierigen Verhältnissen auf. Eine Beziehung zwischen Rap und Migration hat auch Hannes Loh, deutscher Journalist und ehemaliger Rapper bei der Band *Anarchist Academy*, der die deutsche Rap-Kultur seit Jahren analysiert und dokumentiert hat, festgestellt (vgl. <https://noisy.vice.com/de/article/pggb5y/wie-migranten-rap-geformt-haben-ein-gesprach-mit-hiphop-forscher-hannes-loh>). Deutsche Hip-Hop-Musik oder Rap-Musik sind zentrale Bezugspunkte für Migration (vgl. Seeliger 2017). Künstler_innen schreiben Texte über ihre Vergangenheit sowie Armut und Elend und greifen auf, was sie selbst erlebt haben. Sie haben die Intention, Hörer_innen zu erreichen, die einem ähnlichen Schicksal ausgesetzt sind oder waren. Beispielsweise will der deutschrappende Künstler Sido in „Tausend Tattoos“ die Botschaft vermitteln, dass man mithilfe seiner Fa-



milie und Freunden schwierige Lebensphasen bewältigen kann: „Und weil mein Opa immer sagte, ‚Schreib dir das hinter die Löffel!‘ Hab' ich heute diese Sterne hinterm Ohr. Alles, was ich gut finde, hab' ich“ (<https://genius.com/Sido-tausend-tattoos-lyrics>). Es werden vermehrt Themen behandelt, die großen Zuspruch erfahren, da sie eine breite Masse in Deutschland ansprechen. Sie bleiben den Hörer_innen inhaltlich und unter Nutzung sprachlicher Mittel wie Reime, Hyperbeln und Akkumulationen im Gedächtnis. Das Talent spielt in dieser positiven Entwicklung eine größere Rolle als das Leitbild eines gesellschaftlich höher gestellten männlichen Ideal-Künstlers.

Das Besondere an der Strömung ist, dass sie sich ursprünglich selbst als „Straßenkultur“ bezeichnet. Das heißt, dass sie einen öffentlichen Zugang bietet und jeder die Chance hat, an ihr teilzuhaben. Das Alter, der finanzielle Status und der ethische Hintergrund sind bedeutungslos, was einen starken Anreiz für junge Leute darstellt, da sie sich in dieser Szene ein komplettes Leben aufbauen können. Die Kultur schafft Möglichkeiten, sich neu zu orientieren, und kreiert ein starkes Gemeinschaftsgefühl. Deshalb kann es fördernd sein, Jugendliche in ihrem Interesse am Hip-

Hop zu unterstützen. Wenn sie sich selbst kreativ dem Schreiben widmen, können sie eigene Gefühle und Ideen schriftlich festhalten. In Deutschland werden konkrete Workshops für Jugendliche angeboten, die Raum für eigene Entwürfe schaffen (vgl. <http://www.bpb.de/gesellschaft/bildung/kulturelle-bildung/125331/hip-hop-kann-sensibel-machen?p=1>). Dabei werden die Teilnehmer_innen auch vorab mit der umstrittenen Gender-Problematik im Hip-Hop konfrontiert. Dies soll jedoch aus der Sicht der Workshopleiter_innen keine üble Nachrede gegen bestehende Rapper_innen und ihre Musik darstellen. Es soll lediglich aufzeigen, auf wessen Kosten die Interpret_innen ihre Liedtexte verfassen und veröffentlichen. Sie zeigen außerdem, wie oft man selbst mit Diskriminierung und Sexismus konfrontiert wird. Die Workshops haben die Funktion, zu hinterfragen, welche Gefühle die Texte erwecken – etwa, ob sie einen Vorbildcharakter haben oder ob das beschriebene Frauenbild Zustimmung erfährt. Die Jugendlichen sollten am Ende der Workshops verstehen, dass Interpret_innen inhaltlich gute Musikbeiträge ohne sexistische Beleidigungen verfassen können und ihren Zuspruch verdienen, denn nur so kann man gegen Diskriminierung und Sexismus im Hip-Hop vorgehen. Trotzdem ist zu differenzieren, dass die Texte nur so weit akzeptiert werden, wie die Gesellschaft es zulässt.

Ein Text von Berit Scheffler und Anne Künstler.

Mütter nehmen sich nicht frei

Mütter nehmen sich nicht frei. Dieser Satz klingt für uns wie aus einer Werbung aus den 50er Jahren in der BRD. Das Stereotyp der „perfekten“ Hausfrau, Ehegattin und Mutter wird vollends ausgeschöpft. Wider Erwarten stammt diese Aussage jedoch von einem Erkältungsmedizinerhersteller aus dem Jahr 2015 (vgl. <https://www.youtube.com/watch?v=ehCN4RZdSTw>). Repräsentiert diese Werbung das Geschlechter- und Rollenbild des 21. Jahrhunderts in Deutschland? Was genau an dieser Aussage ist diskriminierend? Wie könnte die Werbung stattdessen gestaltet sein? Im Folgenden wird auf diese und andere Beispiele eingegangen.

Zunächst gilt es den Begriff des Stereotyps zu definieren. Dieser stammt ursprünglich aus dem Griechischen. Nach dem etymologischen Wörterbuch umfasst der Ausdruck wiederkehrende Aussagen und Verhaltensweisen, welche immer in ähnlicher Form auftreten. Sie basieren auf Klischees und Formeln (vgl. <https://www.dwds.de/wb/stereotyp>). Der Begriff des Stereotyps erfuhr nach 1945 zwei Hochphasen, in denen er vor allem Verwendung fand, zu Beginn der 1970er Jahre sowie zum Ende des Jahrhunderts. Die Problematik ist, dass die Vorurteile, die den Stereotypen zugeschrieben werden, und deren Veröffentlichung, wie beispielsweise in Werbungen, sich in den Köpfen der Zuschauer*innen verfestigen. Dies führt zu einer Übertragung auf den Alltag und somit zu einer Häufung diskriminierender Aussagen oder gar klischeege treuer Verhaltensweisen.

Durch Werbungen im Fernsehen, Kataloge sowie das Internet und weitere Medien werden die Verbraucher*innen ständig über die neuesten Trends informiert. Bereits in den ersten Lebenstagen werden Kinder somit in eine Geschlechterrolle gedrängt. Dies geschieht oft, ohne dass wir es merken. Ein Schokoladen-Hersteller wirbt mit einem rosafarbenen Schokoladen-Ei für die kleinen Prinzessinnen und einem weißen Schokoladen-Ei für alle Prinzen. Beim Einkauf dieser werden jedoch die Geschlechterrolle und veraltete Klischees unterstützt - das Kind kann nicht selbst entscheiden, in welche Rolle es schlüpfen möchte. Durch die im Kindergarten oder dem Freundeskreis entstandene Prägung entscheiden sich die Heranwachsenden oft für das Ei in der „passenden“ Farbe. Auch im Fall einer geschlechterunabhängigen Erzie-

hung wird das Stereotyp durch die Gesellschaft auf das Kind übertragen.

Ein weiteres sehr bekanntes Beispiel ist Werbung des Folgemilch-Herstellers „Aptamil“ (vgl. <https://www.youtube.com/watch?v=p44prlleqaU>). Die angesprochene Zielgruppe umfasst die Eltern. Aptamil zeigt in einigen Werbespots die zukünftige Entwicklung der Babys, die das Produkt zu sich genommen haben. So wird ein Mädchen später Ballerina und ein kleiner Junge hat die Wahl zwischen „männlichen“ Berufen. Dabei besteht die Möglichkeit, zum Mathematiker, Astronauten oder Bergsteiger heranzuwachsen. Auch in anderen Lebensbereichen werden Kinder in stereotypische Rollen gedrängt. Dies beginnt oftmals direkt nach der Geburt. In vielen Krankenhäusern ist es beispielsweise üblich, dem Kind ein Perlenarmband in der „passenden“ Farbe - rosa oder blau - zu schenken.

Durch diese geschlechterspezifische Trennung wird der Begriff des Sexismus aufgeworfen. Sexismus bezeichnet jede Form der Diskriminierung von Menschen aufgrund ihres zugeschriebenen Geschlechts sowie die diesem Phänomen zugrunde liegende Geschlechterrollen festschreibende und hierarchisierende Ideologie (vgl. Thiele 2013). Dementsprechend lassen sich unter Sexismus geschlechtsbezogene Stereotypen, Affekte und Verhaltensweisen zusammenfassen, die einen ungleichen sozialen Status von Mann und Frau zur Folge haben (vgl. Petry 2011, S. 252).

In der Werbung des Herstellers „Wick“ kommt es zu einer direkten und expliziten Diskriminierung der Frau. Der Werbefilm zeigt dabei eine an Schnupfen erkrankte, fiebrige Mutter, welche sich bei ihrer Tochter „krankmeldet“. Bereits an dem Kinderzimmer des Mädchens wird die für sie später vorgesehene Rolle verdeutlicht: Ein Puppenhaus an der Seite, verschiedene Tierkuscheltiere und vor allem viel Rosa. Das Klischee eines Mädchens wird bedient. Der Sachverhalt, dass die Mutter eine Krankmeldung bei der eigenen Tochter einreicht, deutet an, dass sie sonst als Hausfrau für das Wohlergehen des Mädchens sorgt. Am Ende erscheint der Slogan „Mütter nehmen sich nicht frei“. Andersgeschlechtliche Personen werden nicht angesprochen.

Aus der sprachlichen Botschaft und der filmischen Umsetzung heraus lässt sich erahnen, dass Frauen zum Erfüllen von Klischees gedrängt werden. Sie müssen „funktionieren“, Familie und Kinder stehen über der Gesundheit der Frau. Die Aussage „Mütter nehmen sich nicht frei“ untergräbt die Selbstständigkeit und die Bedürfnisse einer Mutter. Um dies auch auf Verbraucher anzuwenden, könnte der Werbeslogan stattdessen „Eltern nehmen sich nicht frei!“ lauten. So ließe sich für den - ohnehin geschlechterunabhängigen - Wirkstoff werben, ohne dass problematische Geschlechterstereotype bedient werden müssten. Zudem wird durch den genderneutralen Begriff der Eltern auch keine vom üblichen Vater-Mutter-Kind-Modell abweichende Familienkonstruktion benachteiligt. Insgesamt sollte für eine gesellschaftsfreundliche Umsetzung die Werbung überdacht werden.

Ein Text von Elizabeth Meyer.

Diskriminierung und Schwarzer Humor in Sozialen Netzwerken

Jeder hatte sie schon einmal in seinem Newsfeed: Seiten auf sozialen Netzwerken wie Facebook, die schwarzen Humor teilen. Was einige urkomisch finden, ist für andere ein zutiefst diskriminierender Akt. Doch was macht den sogenannten schwarzen Humor überhaupt aus? Wieso funktioniert er in sozialen Netzwerken besonders gut? Und ab wann ist der Witz kein Witz mehr, sondern dient lediglich dazu, eine Plattform für Diskriminierung zu bieten? Um diese Fragen zu beantworten, ist es zuerst wichtig, schwarzen Humor greifbar zu machen. Was ist schwarzer Humor eigentlich und welche Aufgabe erfüllt er in der Gesellschaft?

Was ist „Schwarzer Humor?“

Der Begriff „schwarzer Humor“ kam nach dem 2. Weltkrieg auf. Diese Art des Humors ist in vielen Bereichen der Literatur aufzufinden und Bestandteil des täglichen Lebens. Trotz seines häufigen Auftretens erweist sich eine eindeutige Definition des „schwarzen Humors“ als schwierig. Im Internet gibt es viele Versuche, den Begriff zu erklären. Auf Wikipedia heißt es etwa „als schwarzer Humor wird Humor bezeichnet, der Verbrechen, Krankheit, Tod und ähnliche Themen, für die gewöhnlich eine Abhandlung in ernster Form erwartet wird, in satirischer oder bewusst verharmlosender Weise verwendet“ (https://de.wikipedia.org/wiki/Schwarzer_Humor). In Fachkreisen beschäftigen sich nur wenige Autor*innen mit der Problematik, eine treffende Definition aufzustellen. Die uns vorliegende Definition nach Michael Hellenthal sieht im schwarzen Humor ein internationales Phänomen, welches keine Zeiterscheinung ist, sondern allgegenwärtig. Er repräsentiert die Wesensart von Minderheiten und weist eine Perspektive abseits der Normalität auf. Schwarzer Humor greift Vertrauliches, zum Beispiel Moralvorstellungen oder Ideale, an und überprüft damit ihren Gehalt an Wahrheit. Die meist vertretene Meinung, schwarzer Humor bilde nur Immoralität ab, ist somit in dieser Definition nicht die einzige Annahme, denn Hellenthal schreibt dem schwarzen Humor auch die Funktion der Kritik zu (vgl. Hellenthal 1989, S. 12–33). Doch warum diskriminiert schwarzer Humor, wenn er doch kritisiert? Laut Graumann und Wintermantel gibt es bei Diskriminierung eine Ingroup und eine Outgroup. Bei der Anwendung von schwarzem Humor stehen exemplarisch beispielsweise Menschen anderer Hautfarbe oder Religion für die Outgroup.

Diese Outgroup wird durch die Benutzer*innen schwarzen Humors ausgeschlossen und abgewertet; ihnen werden Stereotypen zugeschrieben. Durch die Verwendung distanziert sich die Ingroup von Menschen, die nach eigenem Ermessen nicht zu ihrer Gruppe gehören (vgl. Graumann/Wintermantel 2007, S.151).

Memes – Ein Internetphänomen

Wie funktioniert schwarzer Humor in sozialen Netzwerken? Zur Beantwortung dieser Frage ist es zunächst wichtig, sich mit dem Begriff „Meme“ auseinanderzusetzen. In seinem erstmals 1976 erschienenen Buch *The Selfish Gene* prägte Richard Dawkins den Begriff. Er bezeichnet Informationen kultureller Natur, welche zwischen Menschen mittels Nachahmung als „Memes“ verbreitet werden. Im Prinzip kann nach dieser Definition alles, was wir von anderen Menschen erlernen, ein „Meme“ sein. Das Wort selbst leitet sich dabei aus dem griechischen Wort μίμημα - „mīmēma“, „das Nachgemachte“, dem französischen Wort „le mème“ („dasselbe“) und dem Gleichklang des Wortes „Gen“ ab (vgl. Dawkins 2016, S. 249–251). Letzteres, weil Dawkins als Evolutions-theoretiker Parallelen zwischen der Entwicklung von Genen und der Verbreitung von Memes zieht. Je weiter ein Meme sich entwickelt, desto mehr verändert es sich, ähnlich der evolutionären Entwicklung von Lebewesen. Memes sind mittlerweile ein weit verbreitetes Internetphänomen geworden. Von kleinen, durch Sonderzeichen dargestellten Tieren bis hin zu kompletten Filmen gibt es eine große Menge an Inhalten, die im Internet als Memes bezeichnet werden können. Oft haben diese Memes die Aufgabe, witzig zu sein und eine kleine, eingeweihte Gruppe von Nutzer*innen oder einen weiter gefassten Rezipient*innenkreis zu unterhalten. Doch einige dieser Memes sind eigens dafür konzipiert, andere Menschen zu schockieren. Sie sind inhaltlich entweder sehr anstößig, ekelerregend oder wutauslösend (vgl. Moskopp/Heller 2013, S. 97–108). Sie sind dort zu finden, wo soziale Netzwerke nicht kontrolliert werden, beispielsweise in geschlossenen Facebook-Gruppen. Während der Recherche zu diesem Artikel haben sich die Autor*innen in einigen dieser Gruppen angemeldet, um sie näher zu untersuchen.

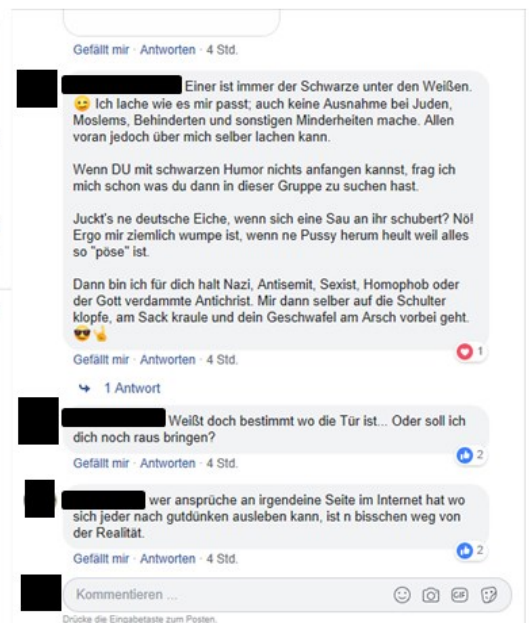
Soziale Netzwerke – Kommunikation durch Memes

Wenn man sich Memes in sozialen Netzwerken anschaut, erkennt man recht schnell, dass in diesen häufig mit Stereotypen und Klischees gearbeitet wird. Der typische vollbärtige Hipster, der nur danach fragt, ob seine Handcreme auch wirklich vegan sei. Die klassische nervenaufreibende Frau, die Männer falsch versteht und auf alles hysterisch reagiert. Die übergewichtige Person, deren Lebensinhalt nur aus Essen und Fernsehen besteht und die kein „normales“ Leben führen kann. Jeder kennt eine Vielzahl an Stereotypen und hat aller Wahrscheinlichkeit nach schon einmal auf ihnen basierende Witze gehört (vgl. Siebert 2012, S.19). Dabei muss von anderen humoristischen Formen abgegrenzt werden: Oft werden im Rahmen der politischen Satire Vorurteile und Verallgemeinerungen genutzt, um die Zuhörer*innen oder Leser*innen zum Lachen zu bringen. Der Unterschied zwischen diesen und schwarzem Humor in Facebook-Gruppen ist in ihrer Funktion zu finden. Während Satire auf sarkastische Art und Weise Missstände aufdecken will, dienen Memes in sozialen Netzwerken häufig als reines Mittel der Belustigung und hinterfragen bewusst allgemein anerkannte Wertvorstellungen, wie beispielsweise das Streben nach Gleichberechtigung (vgl. Hellenthal 1989, S. 60f.). Beide können diskriminieren, aber die dahinterstehenden Funktionen lassen den Humor verschieden wahrnehmen (vgl. Siebert 2012, S. 35). In geschlossenen Facebook-Gruppen, die Namen wie „Schwarzer Humor, krank und abgefahren“ oder „Krasser Scheiß, Schwarzer Humor ‚mit Regeln‘“ haben, belustigt man sich nur an den gezeichneten Klischees. Sämtliche Minderheiten unserer Gesellschaft, beziehungsweise in diesem Fall Minderheiten dieser Facebook-Gruppen, werden zur Outgroup erklärt und lächerlich gemacht. Dies geschieht durch spitze Kommentare zu Bildern, die auf negative oder diskriminierende Weise auf die Andersartigkeit der Betroffenen hinweisen und somit die Botschaft transportieren, dass diese schlecht wäre. Die „Abnormalität“ fängt oft schon beim Geschlecht an, umfasst aber auch Thematiken wie Homosexualität, Nationalität, eine

dunklere Hautfarbe und Religionszugehörigkeit bis hin und Abweichungen von gängigen Schönheitsidealen wie zu starker Körperbehaarung. Dabei wird schnell klar, was die „Norm“ ist: Das Stereotyp des heterosexuellen, weißen Mannes oder Personen, die sich seinen Sichtweisen anpassen. Dieser Personenkreis bildet den den Memes zugrunde liegenden Beobachtungen zufolge die Ingroup in diesen Gruppen. In sozialen Netzwerken finden sich Abbilder unserer Gesellschaft, stark verkleinert, aber viel extremer dargestellt. Hinzu kommt die Anonymität des Internets und das Fehlen konkreter Regeln innerhalb der Gruppen, die einige Menschen andere viel häufiger und extremer beleidigen lässt, als sie es in der realen Welt tun würden (vgl. Kotthoff 2011, S. 78). Genau dieses Problem zeichnet sich auch hinsichtlich der geposteten Memes ab. Unter den bereits grenzwertigen Posts formulieren viele User weitere beleidigende und diskriminierende Kommentare. Oft bilden gewaltverherrlichende und vulgäre Memes den Ausgangspunkt für diese. Auffällig ist auch, dass unter Memes, die augenscheinlich nicht diskriminieren, viele Beiträge verfasst werden, die dies tun. Unter dem Deckmantel des schwarzen Humors bildet sich innerhalb der Gruppe ein Klima der Diskriminierung. Unter Berufung auf die Tarnung verteidigen sich die Gruppenmitglieder sowohl nach außen als auch innerhalb des Netzwerks. Ja



Reaktionen auf Kritikpost in einer geschlossenen Facebook Gruppe für Schwarzen Humor. Facebook, Abgerufen am 21.03.2019.



– Gruppen sind geschlossen und bieten eigentlich nur denen mit gleicher Gesinnung Zutritt. Ja – man müsste wissen, was einen in den Gruppen erwartet. Ja – in Deutschland gilt die Meinungsfreiheit und ja – Humor ist individuell, wie sich auch in einer von uns beobachteten Kritik und den zugehörigen Reaktionen in einer solchen Gruppe erfahrbar machen ließ. Nichtsdestotrotz sind die Postings nicht nur beleidigend für abgebildete Personen, sie sind auch diskriminierend ge-

genüber Menschen, die Eigenschaften der in den Memes abgebildeten Outgroup haben. Auch diese werden, ob sie die Memes sehen oder nicht, durch sie herabgewürdigt.

Außerhalb geschlossener Facebook-Gruppen verlaufen Diskussionen zum Thema auf gänzlich andere Weise. Ein gutes Beispiel ist der Shitstorm, den der Discounter LIDL Anfang 2019 mit seiner Werbung in den sozialen Netzwerken auslöste. Der sarkastisch gemeinte Werbeslogan „Loch ist Loch“ für Bagels und Donuts führte zu einer Debatte über Sexismus. Auch die Frage, ab wann Humor auch diskriminierend ist, wurde aufgeworfen. LIDL löschte seine Postings und entschuldigte sich mit den Worten, dass „Unterhaltung aber da auf[hört], wo sich Menschen verletzt fühlen und das ist leider auch passiert“ (<https://www.facebook.com/lidl/posts/10157022091627258>). In hunderten Kommentaren unter diesem Beitrag griffen zahlreiche Facebook-Nutzer*innen die Debatte auf und diskutierten. Dabei unterschieden sich die Reaktionen auf den Shitstorm in den geschlossenen Facebook-Gruppen enorm von denen der öffentlichen Debatte: Hier dementierten User*innen den Sexismusvorwurf und zogen Menschen, die Kritik innerhalb der Gruppe ausgeübt hatten, ins Lächerliche.

Schwarzer Humor , krank und abgefahren
Geheime Gruppe



Meme als Reaktion auf den Shitstorm um Lidl's Post „Loch ist Loch“. Facebook, Abgerufen am 14.02.2019.

Fazit

Schwarzer Humor ist ein eher schwammiger Begriff, der sowohl wissenschaftlich als auch gesellschaftlich viel diskutiert ist. Schwarzer Humor kann als Gesellschaftskritik ausformuliert werden, hat aber auch das Potential, diskriminierend zu sein. Vor allem in sozialen Netzwerken nimmt schwarzer Humor eher einen diskriminierenden Charakter an, da mangels Kontrollinstanzen eine Subkultur entstehen kann, die völlig eigene Werte und Normen aufweist. In geschlossenen Facebook-Gruppen wird über Themen wie Sexismus, Rassismus oder andere Diskriminierungsformen in einer zum Teil gänzlich anderen Form diskutiert, als in öffentlich zugänglichen Diskursen. Das gezielte Abgrenzen der User*innen in einer geschlossenen Gruppe ermöglicht es ihnen, Kontrollinstanzen zu umgehen und durch Isolation eine Plattform für Diskriminierung zu errichten. Eine Kontrolle über das Eigenleben von Memes im Internet wird wohl kaum möglich sein, jedoch kann im öffentlichen Diskurs auf die diskriminierende Wirkung von schwarzem Humor hingewiesen werden. Auch in sozialen Netzwerken sollten User*innen angehalten werden, Rassismus, Sexismus und Diskriminierung in Memes und Kommentarspalten entgegenzutreten, um auch in der Internetgesellschaft ein tolerantes und faires Miteinander zu ermöglichen.

Ein Text von Josephine Junge, Johanna Ruprecht und Leander Baumgertel.



Statement von Lidl via Facebook zu Sexismusvorwürfen eines Werbespots. Facebook, Abgerufen am 14.02.2019.

Sprechen über Sexismus und Diskriminierung - Hashtag MeToo

„Those vile men have taken away enough of my life already. I'll never let them take away my voice. I refuse to be silenced! #csa #survivortough #metoo #theshameisyours“ (<https://twitter.com/voicenotsilent/status/1099071666901172224>)

Das Schweigen brechen und auf sexuelle Belästigung aufmerksam machen - Das hat sich die Bewegung #MeToo, welche ihre Verbreitung vor allem durch Online-Plattformen erfuhr, erfolgreich zum Ziel gesetzt. Der mediengestützte Aufschrei tausender Frauen bewirkt Veränderung und bietet zahlreiche Denkanstöße, die in dieser Form vor wenigen Jahren kaum denkbar gewesen wären. Mit der Veränderung unserer Kommunikationsstrukturen verändert sich auch die Art, wie wir sprechen, interagieren und uns zur Wehr setzen können. Nicht länger sind Streiks und Demonstrationen das Mittel der Wahl, um als Gruppe gehört zu werden. Soziale Netzwerke ermöglichen neue Formen des Austauschs und Protests: Während einerseits Informationen verbreitet werden, wird andererseits international auf bewegende Themen und bedeutsame Ereignisse aufmerksam gemacht. Diese zeigen unter anderem, was angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Situation kritikwürdig scheint. Das gilt ebenso für das Hashtag #MeToo, welches seit dem Jahr 2017 zunehmend an Bedeutung gewinnt. Aber woher stammt dieses?

Tarana Burke verwendete 2006 das Hashtag, um auf sexuelle Belästigung bei afroamerikanischen Frauen aufmerksam zu machen (vgl. Mendes/Ringrose/Keller 2018, S. 236). 2017 wurde es in einem ähnlichen Kontext wieder aufgenommen. Angespornt von dem Skandal um Harvey Weinstein gebrauchte die Schauspielerinnen Alyssa Milano es am 24. Oktober 2017 auf Twitter, um Frauen zu animieren, sexuelle Belästigung und Missbrauch durch die Nutzung von #MeToo öffentlich anzuzeigen. Weinstein soll sich vor und während seinen Filmproduktionen sexuell übergriffig gegenüber Schauspielerinnen verhalten haben. Diese Bezeichnung erhoben Leinwandgrößen wie Gwyneth Paltrow, Angelina Jolie und Selma Hayek (vgl. Winkler 2018, S. 34). Milano wollte durch das Hashtag Frauen ermutigen, sich wie die prominenten Beispiele nicht zu verstecken und zu zeigen, welches Ausmaß sexuelle Gewalt in der postmodernen Gesellschaft beibehalten hat (vgl. Mendes/Ringrose/Keller 2018, S. 236). Bereits in den ersten 24 Stunden seiner Verwendung konnten etwa zwölf Millionen Reaktionen auf Facebook verzeichnet werden (vgl. <https://>

www.cbsnews.com/news/metoo-more-than-12-million-facebook-posts-comments-reactions-24-hours/). Der Vorwurf, der auch Weinstein betrifft, ist nicht neu: Schauspielerinnen Patricia Douglas stellte sich bereits 1937 mutig ihrem Missetäter. Nach einem Übergriff durch einen nahezu fremden Mitarbeiter des Konzerns MGM, David Ross, wagte sie es, Anzeige zu erstatten. Dies führte zu ihrer Zeit zum gesellschaftlichen Ausschluss. Nur wenige trauten sich, auf ihrer Seite zu stehen. Ein herabwürdigender Umgang war unumgänglich. Als Frau gelang es ihr nicht, ihr Recht auf Selbstbestimmung zu verteidigen, wohl aber, Aufsehen zu erregen (vgl. <https://www.vanityfair.com/news/2003/04/mgm200304>). Sie kann als eine der Vorreiterinnen der Bewegung gezählt werden. Durch ihr Wirken machte sie deutlich, dass sexuelle Belästigung einen Strafbestand darstellt und zeigte auf, dass weder respektvoll noch gerecht geurteilt wird, wenn eine einzelne Frau ihre Stimme erhebt. An ihrem Beispiel lässt sich ablesen, dass ein*e Einzelkämpfer*in das Schweigen scheinbar nicht allein brechen kann.

Sexismus und Diskriminierung gehören sowohl in der expliziten als auch in der impliziten Form gegenwärtig zu unserem Alltag. Allein durch geschlechtsspezifische Stereotype und den damit verbundenen Vorurteilen lässt sich von einer Ungleichbehandlung und Herabsetzung des weiblichen Geschlechts sprechen. Festgefahrene Rollenbilder, in denen Frauen klar im Kontrast zum Bild des dominanten, kompetenten Mannes stehen, sind nach wie vor gesellschaftlich verfestigt. Sämtliche Lebensbereiche sind davon, zumeist von Kindheit an, betroffen. Neben diesen deutlichen Zuschreibungen sind auch sexuelle Belästigung und Missbrauch weltweit Realität. Sprachliche und körperliche Gewalt ziehen sich wie ein roter Faden durch die Vergangenheit bis hinein in die Gegenwart. Durch den gesellschaftlichen Wandel und die Mediatisierung ergibt sich jedoch eine neue Möglichkeit, sie zu bekämpfen: Die Errichtung eines Sprechchors, der nicht zu überhören ist. Dabei haben sich die Gegner kaum gewandelt – früher und heute wird übergriffiges Verhalten gerechtfertigt und verharmlost. Doch die Übeltäter müssen heute mit heftigem Widerstand rechnen: Der Online-Gemeinde.

Tagging #MeToo

Soziale Medien gelten als fester Bestandteil der Kommunikation und des Zusammenlebens. Sie ermöglichen, große Distanzen zu überbrücken und eine enorme Anzahl an Menschen zu erreichen. Dabei gilt neben Strukturen wie Foren und Social Networks der Microblogging-Dienst „Twitter“ als Plattform, um Diskurse zu behandeln, Gleichgesinnte zu finden, gezielt Inhalte zu teilen und Sachverhalte zu dokumentieren. Der 2006 ins Leben gerufene Medienkanal, der das Tweeten – Zwitschern – von Kurznachrichten zu maximal 280 Zeichen zulässt, erfreute sich schnell größter Beliebtheit und gelangte zu globalem Erfolg. Hier lässt sich auch der Schoß der allgemein anerkannten Nutzung des Hashtags, auch als Doppelkreuz oder Raute-Zeichen bekannt, verorten, der die Grundlage der #MeToo-Debatte darstellt.



Ein Hashtag ist eine Kombination aus dem Operator # und einer darauffolgenden Zeichenfolge. Über diese ist es möglich, Inhalte durch Indexierung, die intertextuelle Verbindungen innerhalb des Netzwerks schafft, zu verknüpfen. Auf diesem Weg werden die einzelnen Tweets durch eine Suchfunktion auffindbar, was eine Strukturierung des Diskurses im Kontext von #MeToo ermöglicht. Die Nutzung des Operators dient allerdings nicht allein der Kontextualisierung, sondern transportiert gleichermaßen sprachliche und handlungsbezogene Inhalte. Sie stellt demnach soziale Teilvorgänge dar (vgl. Dang-Anh/Einspänner/Thimm 2012, S. 80f.). Dazu zählt beispielsweise die Zuordnung zu einer Gruppe. In diesem Kontext kann das Hashtag als sprachliches Mittel verstanden werden, unter dem Sexismus und Diskriminierung gesammelt sichtbar gemacht und diskutiert werden können: „Er [?] [sic!] [das Hashtag] bringt die verstreuten Stimmen zum Ertönen und tilgt gleichzeitig das, was an ihnen unverrechenbar ist (Bernhard 2018, S. 82).

Das Beispiel des Online-Aktivismus lenkt die Aufmerksamkeit gezielt durch eine prägnante Zeichenfolge, welche ein ganzes Gedankenfeld einschließt, auf sich. Aus dem Sammelbegriff und Parole vereinigenden Ausdruck etablierte sich zusehends ein medienübergreifend wirksames Schlagwort, unter dem eine Fülle von

Berichterstattungen geschehen sollte: Twitter bestätigte, mehr als 1,7 Million Tweets mit dem Hashtag verzeichnen zu können (vgl. <https://www.cbsnews.com/news/metoo-reaches-85-countries-with-1-7-million-tweets/>).

Politische Bewegungen finden im Web 2.0 eine neue Kommunikationssphäre vor, in der eine Semiöffentlichkeit entstehen kann – eine Öffentlichkeit, die in sich geschlossen ist, aber doch für Fremde durchlässig und erfahrbar. Eine Manifestation dieser wird gegebenenfalls in semiöffentlichen oder öffentlichen Dynamiken sichtbar (vgl. Klinger 2018, S. 201f.): Individuen steht es offen, sich am Geschehen zu beteiligen; Spuren der Auseinandersetzung werden über soziale Netzwerke und andere Informationskanäle publik. Es entsteht eine Gegenöffentlichkeit, die sich von der gängigen Berichterstattung abhebt. Sie würde ohne jene Protestformen nur mangelhaft beachtet und gehört werden. Durch die Sammlung, aber auch Vereinheitlichung, die unter Nutzung von #MeToo geschieht, demaskiert sich das fürchterliche Ausmaß von Diskriminierung und Sexismus. Im Zusammenhang mit konventionellen Massenmedien werden die Aufmerksamkeit und der Bekanntheitsgrad gelenkt und die Thematik ins öffentliche Interesse gerückt. Hier kann eine Bewegung ihre Wirkung entfalten. Ein Beispiel dafür ist der prominente Aufmarsch zugunsten von #MeToo im November 2017 in Hollywood, an dem sich hunderte Personen beteiligten. Die symbolträchtige Wirkung der Filmikone für Sexualdelikte wurde ausgenutzt, um die eigene Botschaft zu stärken.

#Schattenseiten

Angesichts der großen Aufmerksamkeit, der der Bewegung zu Teil wurde, sollten neben der Diskussion über Errungenschaften durch den Feminismus auch nachteilige und negative Effekte und Hintergründe beleuchtet werden. Dabei stellt sich allem voran die Frage, ob das, was auf Twitter geschieht, repräsentativ für die Gesellschaft gilt, denn: Die „Offenbarenden“ und Unterstützer*innen auf dem Microblogging-Dienst entstammen in der Regel nicht der gesellschaftlichen Mitte, sondern weisen im Vergleich zu anderen Internetnutzer*innen teils erhebliche Unterschiede in ihren Persönlichkeitsmerkmalen auf. Sie sind extrovertierter, haben weniger Angst, neigen eher zum Narzissmus und sind als starke Charaktere zu betiteln, die für ihre Meinung einstehen (vgl. Hölzig 2018, S. 159). Im Umkehrschluss verfügen Menschen mit ebensolchen Attributen über vergleichsweise weniger Empathie, Konsensbereitschaft und Gefühl für die Gemeinschaft (vgl. Vater/Moritz/Roepke 2018). Dies schmälert zwar den Beitrag der*s Einzelnen nicht, legt aber offen, dass die Bewegung tendenziell den ohnehin selbstbewussten, furchtlosen Part der Online-Gemeinde abbildet.

Neben den zahlreichen Vorteilen der Hashtagnut-

zung, denen im Folgenden noch Beachtung geschenkt wird, sind ebenso Risiken zu berücksichtigen, mit denen die öffentliche Verbreitung verbunden sein kann. Die Berichtenden machen sich verletzlich und bringen teilweise alte Traumata erneut hervor. Kommen sie nebst dessen noch mit abwertenden Kommentaren zur Bewegung, wie „Fände es schön, wenn die #metoo-Debatte weniger hysterisch abläufe, sodass man die wirklichen Vergewaltigungsopfer nicht überhört. Die harten Fälle gehen total unter. Ein dummes Spruch im Club ist kein Missbrauch, liebe Leute.“ (https://twitter.com/julia_ibster/status/930124350409371649), in Kontakt, können sie demotiviert werden und schlechte Erfahrungen mit der Veröffentlichung ihres Leids ausprägen.

Gleichwohl erweist es sich als Problem, dass viele Menschen nicht nur Rückhalt erfahren, sondern ebenso durch Nutzer*innen öffentlich belastet werden, sodass Rückschlüsse auf eine*n Täter*in gezogen werden können. Tweets werden jedoch nicht auf wahrheitsgetreue Inhalte geprüft. Dadurch besteht die Möglichkeit, dass durch unwahre Beschuldigungen ganze Karrieren und Leben schuldlos zerstört werden können. Hinzu kommt, dass die angeprangerte sexuelle Gewalt, Benachteiligung und der Missbrauch stets subjektiv wahrgenommen werden. Es gibt keine Grenze, ab der man von sexueller Belästigung sprechen kann; die Bandbreite unerwünschter sexuell motivierter Handlungen ist groß und spannt sich von einer kurzen, beiläufigen Berührung bis hin zur Vergewaltigung: Extreme, die durch das Hashtag unsichtbar bleiben. Ähnliches gilt für die Ziele der Bewegung, die durch den Widerhall tausender Stimmen nur grob abzugrenzen sind. Der Vorteil der Bewegung, dass gesammelt und ohne Preisgabe der genauen Umstände der kritischen Situation berichtet wird, kann ihr somit auch zum Nachteil ausgelegt werden.

Wie man damit umgeht ist, solange es keine genormten Richtlinien gibt, fraglich. Es muss diskutiert werden, ab wann etwa Witze über das Geschlecht oder Annäherungsversuche das vertretbare Maß überschreiten - in jedem Lebensbereich, ob privat oder beruflich. Es ist wichtig, sich wohl und frei fühlen zu können. Aber ein Kompromiss, in dem ein jeder dies von sich behaupten kann, ist wohl nur in einer idealen Welt möglich. Wie sich dies beispielsweise am Arbeitsplatz umsetzen lässt, bleibt damit offen und meist auf das Wohlwollen einer höheren Distanz, wie die*den Vorgesetzte*n, angewiesen.

Es zeigt sich: Offenheit und Mut in Bezug auf eigene kränkende Erfahrungen wirken sich nicht immer positiv aus. Es besteht eine Beziehung zwischen negativen und positiven Folgen der Nutzung (vgl. Mendes/Ringrose/Keller 2018, S. 238). Auch das Twitter-Phänomen ist differenziert zu betrachten, da seine Aussagekraft begrenzt ist. Trotz dessen erschließen sich mit Twitter den Opfern und Unterstützer*innen neue Wege, mit sexueller Belästigung umzugehen.

Jede*r Einzelne, aber auch jede Gruppe, kann es schaffen, global Unterstützung und Zustimmung zu sammeln, die eine Auswirkung auf die Umwelt und unseren Umgang ausübt.

Chancen der Hashtagnutzung

"From survivor to survivor know that you are not alone and that a movement for radical healing is happening and possible" (<https://twitter.com/MeTooMVM>)

Mit diesen Worten leitet der Account „Me too Movement“ die eigene Twitterseite ein. Sie fassen die Kerngedanken und somit Chancen der Hashtagnutzung prägnant zusammen. Die Aussage „from survivor to survivor“ impliziert eine Opferzuschreibung der Accountinitiator*innen selbst sowie zugleich der Lesenden, die direkt angesprochen werden. Dies bezieht jede*n mit seinen eigenen Erfahrungen unmittelbar ein und schafft Vertrauen auf einer persönlichen Ebene. Jedoch wird nicht von Opfern, sondern von Überlebenden gesprochen. Der Ausdruck besitzt eine positive Konnotation im Sinne des Weiterlebens. Allein mit dem ersten Teilsatz „from survivor to survivor know that you are not alone“ werden wichtige Aspekte der #MeToo-Bewegung angesprochen: Prägende Erfahrungen im Bereich der Diskriminierung und Gewalt gegen Frauen sind keine Einzelfälle, weshalb sich ein Zusammenschluss zu einer Gruppe von „Überlebenden“ anbietet. Die dadurch empfundene Unterstützung und Solidarität sind neben der allgemeinen Veröffentlichung innerhalb einer Bewegung, welche auf das Thema aufmerksam machen will, zentral. Begriffe wie *solidarity* und *strong* werden von befragten Frauen im Kontext der positiven Auswirkungen von #MeToo ebenso geäußert wie *comfortable* und *hope*. Demnach begleite das Gefühl von Zusammenhalt, Austausch, Identifikation und Kraft, was mit tröstlicher Solidarität im Zusammenhang stünde, die Veröffentlichung von der eigenen Betroffenheit unter dem Hashtag (vgl. Mendes/Ringrose/Keller 2018, S. 238f.). Auch Alyssa Milano erschuf in ihren *Tweets* ein Setting, in dem Stolz und Stärke die Leser*innen ihrer *Tweets* anregen und bekräftigen sollen. Frequent genutzte Fahnenwörter wie *power* und *strength* (vgl. https://twitter.com/Alyssa_Milano/status/941842010540982273; https://twitter.com/Alyssa_Milano/status/1073032206937980928) kreieren das Bild einer stabilen Umgebung und einer starken Gruppe, die hinter #MeToo steht und sich geeint ihrer Umwelt stellt.

Auch schreiben die Initiator*innen von „Me too Movement“ in einem ihrer Tweets, welcher mehrere hundert Likes, Retweets und Kommentare erfuhr, „Supporting survivors starts with listening to their claims and taking them seriously“ (<https://twitter.com/MeTooMVM/status/1093435417762816001>). Es geht um das Gefühl, gehört zu werden und schließlich auch um die tatsächliche Aufmerksamkeit. Es macht die Leiden in Folge der diskriminierenden und sogar gewaltsamen Erlebnisse sichtbar, die oftmals aus unterschiedlichsten Gründen nicht ausgesprochen werden konnten. Die sozialen Medien und das Wissen um eine unterstützende Bewegung fördern das offene und mutige Sprechen über Erfahrungen, wobei auch die relative Anonymität im Internet einen Faktor darstellen kann. Mit dem Gefühl von Schutz und Gemeinschaft lässt es sich online einfacher berichten. Im Alltag ist die Angst, in Konflikte mit dem persönlichen Umfeld zu geraten, zu groß, um im Kreis von Familie, Bekannten und Institutionen aktiv zu werden. Es wird allzu wahrscheinlich erachtet, angegriffen, missverstanden und zurückgewiesen zu werden (vgl. Mendes/Ringrose/Keller 2018, S. 240). Die Kommentarfunktion unter Tweets ermöglicht zusätzlich den Zuspruch von Solidarität, Mitleid oder sogar das Angebot von Hilfen. Aus diesem Grund ist die #MeToo-Bewegung eine positive Entwicklung, die das stille Unterdrücken einschneidender Erfahrungen mindert. Dabei ist vor allem die Stärkung des Selbstwertgefühls der Opfer hervorzuheben. Ein erstmaliges Sprechen unter dem verbindenden Hashtag erleichtert den „Überlebenden“ in der vermeintlich sicheren Onlineumgebung womöglich auch das anschließende Sprechen mit Familie, Bekannten oder helfenden Institutionen. Die Erfahrung, nicht allein zu sein und das mutige Teilen anderer stärkt die Frauen und gibt ihnen eventuell den Mut, weitere öffentliche Schritte einzuleiten.

Fazit

Das sprachliche Mittel des Hashtags ermöglicht immer wieder eine schnelle Suche von Beiträgen und bedingt gleichzeitig die enorme Reichweite der #MeToo-Debatte. Die Bedeutung der Zeichenfolge wird allein durch die Betrachtung der Beitragsanzahl deutlich. Ein Gemeinschaftsgefühl wird gespundet, wobei zunächst nicht relevant scheint, wie viele der Tweets unterstützend oder kritisch sind. Letztere können jedoch die Offenbarungen abwerten und somit die Bereitschaft, aktiv zu werden, erneut schmälern. Auch ist zu beachten, dass stets ein kritischer Umgang mit Aussagen in sozialen Medien gepflegt werden muss. Eine unreflektierte Übernahme kann problematisch sein, denn die relative Anonymität des Internets verleitet auch zu Äußerungen, die nicht die Wahrheit

abbilden. Dennoch wird dank der Möglichkeiten des Hashtags auf sozialen Medien über das Thema gesprochen und ein Tabu überwunden. Eine Bewegung oder sogar ein Wandel kann erzeugt werden. Auch Unbeteiligte werden sensibilisiert, was das gemeinschaftliche Eintreten gegen Diskriminierungen und sexuelle Belästigung gegenüber Frauen fördert. Die Debatte bietet eine Plattform, auf der durch die Erfahrungen der*des Einzelnen gesellschaftliche Probleme sichtbar gemacht werden können (vgl. <https://www.frauen-gegen-gewalt.de/de/aktuelles/nachrichten/nachricht/geschichten-die-zaehlen-statement-des-bff-zu-35-metwo-und-35-metoo.html>). Fortlaufend wird ein Netzwerk ausgebaut, welches Unterstützung und Sensibilisierung für jede*n bietet, und das alles nur durch ein kurzes Erkennungszeichen: #MeToo.

Ein Text von Anna-Marie Kiank, Michelle Matthieu und Hanna Wank.

Geschlechtergerechte Sprache in der Verwaltung

„Antragssteller hier unterschreiben“ – diese (oder eine ähnliche) Aufforderung hat vermutlich jede/-r schon einmal unter einem Formular gesehen und ist dieser nachgekommen. Doch wie genau liest man sich überhaupt durch, was da eigentlich steht? Die meisten werden vermutlich, ohne sich großartig Gedanken darüber zu machen, das ihnen vorliegende Formular unterschreiben. Dass in solchen Dokumenten dabei größtenteils das generische Maskulinum, welches für alle Geschlechter gilt, verwendet wird, fällt nur den wenigsten auf. Es gibt jedoch immer mehr Personen, meist Frauen oder die, die sich weder mit dem männlichen noch mit dem weiblichen Geschlecht identifizieren können, die solche Formulare hinterfragen und sich durch die männliche Form nicht angesprochen oder gar diskriminiert fühlen. Sie setzen sich dafür ein, dass das weibliche Geschlecht in öffentlichen Dokumenten wie beispielsweise Anträgen ebenso repräsentiert wird wie das männliche. So auch die bekennende Feministin Marlies Krämer aus dem folgenden Beispiel.

Sparkasse wird aufgrund der Verwendung des generischen Maskulinums verklagt

Die 80-jährige Rentnerin verklagte im Jahr 2018 ihre Sparkasse in Saarbrücken, da sie sich als Frau in den dortigen Formularen nicht angesprochen fühlte. Sie plädierte dafür, dass in öffentlichen Dokumenten sowie auf Überweisungsträgern neben der männlichen Form „Kunde“ oder „Kontoinhaber“ auch eine weibliche Ansprache eingeführt werden sollte. Folglich möchte sie also als „Kundin“ und „Kontoinhaberin“ angesprochen werden und betont dabei, dass Frauen nicht mehr nur mitgemeint werden, sondern auch sprachlich erkennbar sein sollten (vgl. <https://www.saarbruecker-zeitung.de/saarland/saarbruecken/marlies-kraemer-kaempft-mit-verein-fuer-gleichberechtigung-in-der-sprache-aid-34865409>): „Es ist mein verfassungsmäßig legitimes Recht, dass ich als Frau in Sprache und Schrift erkennbar bin“ (<https://www.faz.net/aktuell/finanzen/meine-finanzen/2.3024/kundin-oder-kunde-marlies-kraemer-zieht-vors-verfassungsgericht-15593217.html>). Sie wandte sich mit ihrer Klage an den Bundesgerichtshof, welcher jedoch mit der Begründung ablehnte, die männliche Form verstoße nicht gegen das allgemeine Gleichbehandlungsgesetz und würde das weibliche Geschlecht demnach nicht vernachlässigen. Ohnehin schon schwer lesbare Formulare würden durch solch eine Veränderung nur noch verkompliziert werden. Erfolglos blieb auch der

Einwand ihrer Anwältin, der Gleichheitsgrundsatz und das Persönlichkeitsrecht würden durch diesen Entschluss verletzt werden. Hätte Marlies Krämer den Rechtsstreit gewonnen, hätte die Sparkasse über 800 Formulare ändern müssen (vgl. Frankfurter Allgemeine 2018).

Dieser Fall zeigt, dass die Debatte um eine geschlechterneutrale Sprache im Deutschen so aktuell und relevant ist wie nie zuvor. In Universitäten, Schulen und Stellenanzeigen ist es bereits verbindlich, genderneutrale Begriffe zu verwenden. Doch nun gelangt das Thema auch in den Bereich der Verwaltungssprache. Bisher gibt es keine allgemeinen Gesetze, die verpflichtend dafür sind, in öffentlichen Dokumenten gendergerechte Begriffe zu verwenden. Allerdings haben sich einige Bundesländer und einzelne Städte

Hannovers Verwaltungssprache wird gendergerecht

Das „Rednerpult“ wird zum „Redepult“ und die „Teilnehmerliste“ zur „Teilnahmeliste“. So lauten nur zwei der zahlreichen Veränderungen innerhalb der Verwaltungssprache, die vor kurzem in Niedersachsens Hauptstadt Hannover eingeführt wurden. Diese soll nämlich künftig vollständig geschlechterneutral werden. Die Stadtverwaltung gab im Januar 2019 die von mehreren Abteilungen im Zeitraum von 1,5 Jahren erarbeitete „Empfehlung für eine geschlechtergerechte Verwaltungssprache“ heraus. Laut Oberbürgermeister Stefan Schostock sei "Vielfalt [...] unsere Stärke – diesen Grundgedanken des städtischen Leitbilds auch in unserer Verwaltungssprache zu implementieren, ist ein wichtiges Signal und ein weiterer Schritt, alle Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht anzusprechen." (Landeshauptstadt Hannover 2019; https://www.ndr.de/nachrichten/niedersachsen/hannover_weser-leinegebiet/Hannover-fuehrt-gendergerechte-Sprache-ein,gender166.html). Die Veränderungen sollen für den gesamten Schriftverkehr der Verwaltung gelten, vom Anschreiben über Bewerbungen, Briefe und Broschüren, bis hin zu Presseartikeln. Es gilt dort, wo es möglich ist, geschlechterneutrale Formulierungen zu verwenden, ansonsten wird der Gender-Star (*) eingesetzt. Anstatt *Herr und Frau Müller werden* die jeweiligen Namen genannt, etwa Maria Müller und Heinz Müller. Institutionen mit weiblichem Artikel sollen künftig grammatikalisch angepasst werden. *Die Kirche als Arbeitgeberin* statt *die Kirche als Arbeitge-*

ber. Geschlechterumfassende Begriffe wie *das Protokoll schreibt* anstatt *Protokollführer ist* oder *beraten durch* anstatt *der Berater* sollen nun verwendet werden. Ebenso erweisen sich Pluralformen - nicht der *Antragsteller* sondern die *Antragsstellenden* - sowie der Einsatz von Verben statt Subjekiven als angemessener. So spricht man nicht von einem Bewerber, sondern davon, wer sich bewirbt.

Wo liegen die Hintergründe?

Um ein besseres Verständnis dafür zu bekommen, wie und warum diese Debatte in den letzten Jahren überhaupt so stark in den Vordergrund gerückt ist, muss zunächst ein kurzer Rückblick auf die Geschichte und Entwicklung der feministischen Linguistik gegeben werden. Bereits in den 70er Jahren fingen Linguist/-innen wie Luise Pusch und Senta Trömel-Plötz an, das deutsche Sprachsystem in Hinblick auf die Präsenz des Femininums und des Maskulinums zu analysieren. Es wurden Defizite festgestellt, die besagen, dass die deutsche Sprache männlich dominiert und frauenfeindlich sei. Frauen würden durch das historisch bedingte generische Maskulinum „unsichtbar“ gemacht. Es wurden folglich Alternativen entwickelt, die Frauen nicht mehr einfach nur mitmeinen, sondern vollständig im Sprachsystem auftauchen lassen. Die feministische Linguistik konnte bereits einige Erfolge für sich verzeichnen, wie die aktuellen Ereignisse in Hannover zeigen. Die zahlreichen Reaktionen auf die Entscheidung Hannovers können jedoch kaum unterschiedlicher sein. Neben dem Erfolg als Vorbildfunktion für andere Städte, die mit gutem Beispiel nachziehen, gab es auch vermehrt Anfeindungen und Beleidigungen gegenüber dem Rathaus, dem Bürgermeister sowie den Abteilungen, die für die Durchsetzung der geschlechtergerechten Sprache verantwortlich sind.

„Gesellschaftliche Rollenklischees können durchbrochen werden.“

Befürworter/-innen einer geschlechtergerechten Verwaltungssprache argumentieren damit, dass auf dem Weg zur Gleichberechtigung von Männern und Frauen die Sprache ein wichtiger Faktor sei. Vor allem in der Öffentlichkeit gelte sie als Instrument des Mitteilens und Verständigens und sollte somit Demokratie und Gleichberechtigung voraussetzen. Somit reiche das generische Maskulinum und das daraus folgende „Mitmeinen“ von Frauen nicht mehr aus. Frauen sollen sich in ihrer Identität bestätigt und repräsentiert fühlen, um gerade auch auf politischer Ebene mehr Anerkennung zu erlangen. Es ist wichtig, dass Frauen und Männer auf einer gleichen Ebene stehen und die Machtverhältnisse ausgeglichen sind. Wenn „der Kan-

didat“ aufgestellt wird, rückt dies die Frau gleich auf eine zweitrangige Position – auch in der Vorstellungskraft tut sich eher das Bild einer männlichen Person auf als das einer weiblichen. Das weibliche Geschlecht erscheint also sprachlich sowie außersprachlich in der Vorstellung nicht. Auf die Reaktionen der Kritiker/-innen wird geantwortet, dass viele Menschen schlicht Angst vor Veränderungen hätten und sich somit nicht auf die neuen Formulierungen einlassen können. Außerdem sei die Sprache stets im Wandel und passe sich an die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen an, also warum kann sie sich nicht auch im Bereich der Verwaltung ändern?

„Gendern führt zur Sprachverhuzung...“

Kritiker/-innen hingegen belächeln das Thema stets, halten es für kontraproduktiv und zeitverschwendend. Das generische Maskulinum sei schon immer da gewesen, wurde schon immer so verwendet und sei somit zu einer Gewohnheit geworden, von der man sich nicht abwenden mag. Vor allem in Dokumenten und Formularen wie Überweisungsträgern, die schon ewig bestehen, führe dies nur zur Verwirrung und zu Missverständnissen. Entstehende Wörter wie *Oberbürgerinnenmeisterinnenkandidatinnen* sind demnach kaum mehr lesbar. Die Stadt Leipzig hat auf Hannovers Vorschläge mit der Antwort reagiert, dass der Gender-Star erst verwendet werden würde, wenn dieser im Duden steht, da man die Bürger/-innen nicht mit falscher Rechtschreibung konfrontieren wollen würde. Des Weiteren sei die Diskussion ums Gendern im Gegensatz zu den anderen existierenden Problemen innerhalb der Gesellschaft nicht relevant genug, um Kosten und Zeit zu investieren. Vor allem Ersteres ist ein strittiger Punkt: In Baden-Württemberg und Berlin wurde zum Beispiel für mehrere Hunderttausend Euro das *Studentenwerk* in *Studierendenwerk* umbenannt. Außerdem würde das Ändern von Begriffen innerhalb der Sprache noch lange nicht die Gesellschaft in Hinblick auf die Gleichstellung aller Geschlechter verändern. Gegensätze und Sexismus würden dadurch erst in der Sprache entstehen und nicht aufgehoben werden. Einige gehen sogar soweit und bezeichnen die Mitglieder der Stadtverwaltung Hannovers als „[...] größte Deppen der deutschen Geschichte“ (<https://www.welt.de/politik/article187755028/Gender-Verwaltung-in-Hannover-kommuniziert-geschlechtergerecht.html>). Die schärfste auf das Thema entstandene Kritik ist wohl die, dass das Gendern zur Sprachverhuzung und Verballhornung, also Verschlimmbesserung unserer Sprache, führe und am Ende nichts mehr mit der Alltagssprache der Menschen zu tun habe.

Was tun?

Fälle wie der vorgestellte Fall der Sparkasse könnte es in Zukunft vermehrt geben, wenn keine allgemeingültigen Gesetze oder Regeln für eine geschlechtergerechte Sprache in öffentlichen Dokumenten in Kraft treten. Empfehlungen, wie die Stadt Hannover sie herausgegeben hat, können jedoch als Anreiz genommen werden, auch in anderen Städten geschlechterneutrale Formulierungen innerhalb der Verwaltungssprache einzuführen um somit der Gleichberechtigung von Mann und Frau im deutschen Sprach- und Schriftsystem einen weiteren Schritt näher zu kommen. Dabei zählt jede noch so kleine Veränderung, auch wenn es nur ein paar Buchstaben mehr auf einem Formular sind.

Ein Text von Mara Ghidini, Sara Valer und Julia Zago.

Literaturverzeichnis

- Albrecht, Marianne (2017): Rassismus und Sprache (Hintergrund- und Diskussionspapier). Minden: Bund für Soziale Verteidigung e.V. Online unter: https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/53074/ssoar-2017-albrecht-Rassismus_und_Sprache.pdf?sequence=1
- Arndt, Susan/Hornscheidt, Antje (Hg.) (2009): Afrika und die deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster: Unrast.
- Beiersdorfer, Dietmar (Hg.) (1993): Fußball und Rassismus. Göttingen: Die Werkstatt. S.12.
- Bente, Nadja (2014): Diskriminierung im Hip-Hop: Sexismus in der Jugendkultur. Hamburg: Diplomica.
- Benz, Wolfgang (2015): Antisemitismus: Präsenz und Tradition eines Ressentiments. Schwalbach am Taunus: Wochenschau-Verlag.
- Bereswill, Mechthild/Ehlert, Gudrun (2017): Diskriminierung aufgrund des Geschlechts und der sexuellen Orientierung. In: Scherr, Albert/El-Mafaalani, Aladin/Yüksel, Gökçen (Hg.): Handbuch Diskriminierung. Wiesbaden: Springer VS. S. 499-511.
- Bernhard, Andreas (2018): Das Diktat des #hashtags. Über ein Prinzip der Debattenbildung. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Bukop, Marie-Louise/Hüpper, Dagmar (2012): Geschlechterkonstruktionen im deutschsprachigen Porno-Rap. In: Günthner, Susanne/Hüpper, Dagmar/Spieß, Constanze (Hg.): Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 159-194.
- Dang-Anh, Mark/Einspänner, Jessica/Thimm, Caja (2012): Mediatisierung und Medialität in Social Media: Das Diskurssystem „Twitter“. In: Marx, Konstanze/Schwarz-Friesel, Monika (Hg.): Sprache und Kommunikation im technischen Zeitalter: Wieviel Internet (v)erträgt unsere Gesellschaft?, Berlin: De Gruyter Verlag. S.68-91.
- DGB-Bildungswerk Thüringen e.V. (o.J.): BrandSätze. Wie sich rassistisches Denken sprachlich ausdrückt. Online unter: <http://baustein.dgb-bwt.de/PDF/C4-Brandsaetze.pdf>.
- Ellerbrock, Dagmar et al. (2017): Invektivität - Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften. In: Kulturwissenschaftliche Zeitschrift 1 (1). S. 2-24.
- Feinberg, Leslie (1996): Transgender Warriors. Making History from Joan of Arc to Dennis Rodman. Boston: Beacon Press.
- Geulen, Christian (2018): Geschichte und Aktualität einer Ideologie. In: Wernsing, Susanne/Geulen, Christian/Vogel, Klaus: Rassismus. Die Erfindung von Menschenrassen. Göttingen: Wallstein. S.13.
- Güler Saied, Ayla (2012): Rap in Deutschland. Musik als Interaktionsmedium zwischen Partykultur und urbanen Anerkennungskämpfen. Bielefeld: transcript Verlag.
- Graumann, Carl-Friedrich/Wintermantel, Margret (2007): Diskriminierende Sprechakte. Ein funktionaler Ansatz. In: Herrmann, Steffen Kitty/Krämer, Sybille/Kuch, Hannes (Hg.): Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung. Bielefeld: transcript Verlag. S. 147-177.
- Hauser, Kornelia (2000): Sender. Die Verwandlung eines sozialen Vergesellschaftungs-Phänomens in ein Zeichensystem. In: Klettenhammer, Sieglinde/Pöder,Elfriede (Hg.): Das Geschlecht, das sich (un)eins ist. Frauenforschung und Geschlechtergeschichte in den Kulturwissenschaften. Innsbruck: StudienVerlag. S. 15-26.
- Hellenthal, Michael (1989): Schwarzer Humor. Theorie und Definition. Essen: Verlag der blauen Eule.

- Hornscheidt, Lann /Nduka-Agwu, Adibeli (2010): Der Zusammenhang zwischen Rassismus und Sprache. In: Dies. (Hg.): Rassismus auf gut Deutsch: Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel. S. 11–49.
- Hornscheidt, Lann (2011a): Sie fragen - Prof. Dr. H. antwortet. FAQs zu Sprache, Diskriminierung und Feminismus. In: AK Feministische Sprachpraxis (Hg.): Feminismus schreiben lernen. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, S. 162-179.
- Hornscheidt, Lann (2011b): Dyke_Trans schreiben lernen. Schreiben als feministische Praxis. In: AK Feministische Sprachpraxis (Hg.): Feminismus schreiben lernen. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, S. 100-138.
- Hornscheidt, Lann/Jana, Ines/Acke, Hanna (Hrsg.) (2011c): Schimpfwörter - Beleidigungen - Pejorisierungen, Wie in Sprache Macht und Identität verhandelt wird. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel.
- Hornscheidt, Lann (2012): Feministische W_orte. Ein Lern-, Denk- und Handlungsbuch zu Sprache und Diskriminierung, Gender Studies und feministischer Linguistik. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Hölig, Sascha (2018): Eine meinungsstarke Minderheit als Stimmungsbarometer?! Über die Persönlichkeitseigenschaften aktiver Twitterer. In: Medien & Kommunikationswissenschaft 02/2018, S. 140-169.
- Institut für Deutsche Sprache (Hg.) (2018): Interview mit Dr. Kofi Yakpo, Associate Professor an der University of Hong Kong, alias „Linguist“. In: Sprachreport. Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache 4/2018, S.10-12.
- Klinger, Ulrike (2018): Semiöffentlichkeit und politische Mobilisierung. In: Hepp, Andreas/Kubitschko, Sebastian/Marszolek, Inge (Hg.): Die mediatisierte Stadt. Kommunikative Figurationen des urbanen Zusammenlebens. Wiesbaden: Springer VS, S. 195-209.
- Kotthoff, Helga (2011): Alles nur ein Scherz? Über humoristische Diskriminierung. In: Der Deutschunterricht 63, H. 6, S. 74-86.
- Kundin oder Kunde? Marlies Krämer zieht vors Verfassungsgericht. In: Frankfurter Allgemeine, 16.05.2018. <https://www.faz.net/aktuell/finanzen/meine-finanzen/2.3024/kundin-oder-kunde-marlies-kraemer-zieht-vors-verfassungsgericht-15593217.html>.
- Landeshauptstadt Hannover 2019: Empfehlungen FÜR EINE GESCHLECHTERGERECHTE VERWALTUNGSSPRACHE. Hannover: Referat für Frauen und Gleichstellung.
- Meyer, Tatjana: MANEO - DAS SCHWULE ANTI-GEWALT-PROJEKT IN BERLIN (2016): Ein homophober Spruch kann eine Straftat sein. MANEO-Dossier zum Thema ‚Homophobe Beleidigung‘. Berlin: Mann-O-Meter e.V.
- Margara, Andreas (2018): „Ich zerstöre meinen Feind“ Die Evolution von Battle-Rap in Deutschland. In: Sprachreport. Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache 4/2018, S.2-9.
- Mendes, Kaitlyn/Ringrose, Jessica/ Keller, Jessalynn (2018): #MeToo and the promise and pitfalls of challenging rape culture through digital feminist activism. In: European Journal of Women’s Studies 02/2018, S. 236–246.
- Moskopp, Nils Dagsson/ Heller, Christian (2013): Internet-Meme. Kurz und geek. Köln: O´ Reilly.
- Petry, Sarah (2011): Mario Barths Sketche – zwischen sexistischen Geschlechterstereotypen und doing gender. In: Aptum 03/2011, S. 246–269.
- Pusch, Luise F. (2013): Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Psutka, Christine/Grassel, Marco (2018): Porno Rap. Möglichkeiten sprachlich-subversiver Strategien der Umwertung verletzender Sprachhandlungen im deutschsprachigen Rap. In: Sprachreport. Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache 4/2018, S. 28-39.

- Radvan, Heike (2014): Differenziertes Wahrnehmen ermöglicht differenziertes pädagogisches Handeln. Interventionsformen von Jugendarbeiter_innen gegen Antisemitismus. In: Mario Blania, Markus Keller, Leila El-Amaire, Susanna Harms, Margitta Haertel, Verena Meyer, Judith Rahner, Anetta Kahane, Annita Kalpaka, Markus Keller, Toan Nguyen, Heike Radvan, Jan Riebe, Pasquale Rotter, Andreas Thimmel, Nils Wenzler: »Läuft bei Dir!«. Konzepte, Instrumente und Ansätze der antisemitismus- und rassismuskritischen Jugendarbeit. Berlin: Amadeo Antonio Stiftung, S. 20-22 .
- Reisigl, Martin (2017): Sprachliche Diskriminierung. In: Scherr, Albert/El-Mafaalani, Aladin/Yüksel, Gökçen (Hg.): Handbuch Diskriminierung. Wiesbaden: Springer VS, S. 81-100.
- Schenk, Arnfried (2018): "Hitler war ein guter Mann", sagt eine Mitschülerin. In: DIE ZEIT 7/2018, Online unter: <https://www.zeit.de/2018/17/antisemitismus-juden-muslime-schule-deutschland>.
- Schwarz-Friesel, Monika (2013): Sprache und Emotion. 2.Auflage, Tübingen/ Basel: Francke.
- Seeliger, Martin (2018): Rap und Gegenidentitäten in der Migrationsgesellschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 9/2018. Online unter: <http://www.bpb.de/apuz/265102/rap-und-gegenidentitaeten-in-der-migrationsgesellschaft?p=all>.
- Siebert, Horst (2012): Die heitere Vernunft des Humors. Schwalbach/Ts: b | d edition.
- Smith, David (2002): If the World Were a Village. Toronto: Kids Press.
- Sookee (2012): Hip-Hop kann sensibel machen. Online unter: <http://www.bpb.de/gesellschaft/bildung/kulturelle-bildung/125331/hip-hop-kann-sensibel-machen?p=all>.
- Steinhauer, Anja/ Diewald, Gabriele (2017): Richtig gendern. Wie Sie angemessen und verständlich schreiben. Berlin: Dudenverlag.
- Stenn, David (2003): It Happend One Night... at MGM. URL: <https://www.vanityfair.com/news/2003/04/mgm200304>.
- Süß, Heidi (2018): Sex(ismus) ohne Grund? Zum Zusammenhang von Rap und Geschlecht. Online unter: <http://www.bpb.de/apuz/265104/zusammenhang-von-rap-und-geschlecht?p=all>.
- Thiele, Anja (2013): Sexismus. Online unter: <https://gender-glossar.de/glossar/item/13>.
- van der Bom, Isabelle/Coffey-Glover, Laura/Jones, Lucy/Mills, Sara/Paterson, Laura L. (2015): Implicit homophobic argument structure. Equal-marriage discourse in The Moral Maze. In: Journal of Language and Sexuality 1/2015, S. 102-137.
- Vater, Aline/Moritz, Steffen/Roepke, Stefan (2018). Does a Narcissism Epidemic Exist in Modern Western Societies? Comparing Narcissism and Self-Esteem in East and West Germany. In: PLOS ONE 01/2018, URL: <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0188287>.
- Verlan, Sascha/Loh, Hannes (2000): 20 Jahre Hiphop in Deutschland. Höfen: Hannibal Verlag.
- Winkler, Matteo (2018): #MeToo. In: Personalmagazin, 08/2018, S.34.

Impressum und Bildnachweise

zum Text „Sprache und Diskriminierung – Einleitung“:

Bild 1: <https://www.flickr.com/photos/146269332@N03/32480203647/sizes//>

Bild 2: <https://www.flickr.com/photos/juergo/41125878855/sizes//>

zum Text „Rassismus und Politik“:

Bild 1: [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/4/44/2017-01-28_-_protest_at_JFK_\(80987\).jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/4/44/2017-01-28_-_protest_at_JFK_(80987).jpg)

zum Text "Ich habe ja nichts gegen Schwule, aber... - Homophobie im Alltag":

Bild 1: <https://pxhere.com/de/photo/605513>

Bild 2: <https://pxhere.com/de/photo/643267>

Zum Text „Korrektter Umgang mit sexistischer Hip-Hop Kultur“:

Bild 1: https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Sido#/media/File:Sido_FFM11_001.jpg

Bild 2: <https://pxhere.com/de/photo/989612>

Zum Text „Sprechen über Sexismus und Diskriminierung - Hashtag MeToo“:

Bild 1: <https://pixabay.com/de/photos/metoo-frauen-belastigung-sexuellen-2859980/>

Herausgeber:

Professur für Angewandte Linguistik

Institut für Germanistik, TU Dresden

Dr. Simon Meier-Vieracker

simon.meier-vieracker@tu-dresden.de

2019 – CC BY 3.0 DE (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>)

Redaktion:

Leander Baumgertel

Anne-Marie Kiank

Partner von

DRESDEN
concept



Kontaktangaben

TU Dresden

Professur für Angewandte Linguistik

01062 Dresden

tu-dresden.de/gsw/slk/germanistik/al